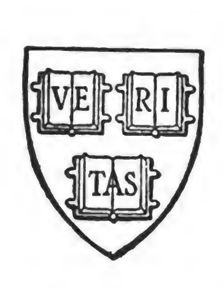
Anne-Marie

Ludwig
Jacobowski


VE RI
TAS



Ludwig Jacobowski.

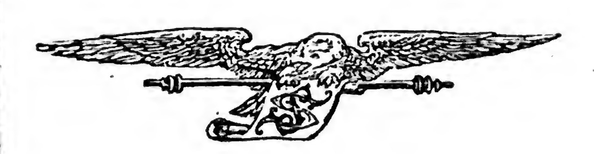
Anne-Marie.

Anne-Marie.

Ein Berliner Idyll

von

Ludwig Jacobowski.



Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.
[Le]ipzig: E. F. Steinacker. 1896. New-York: Gustav E. Stechert.

Bad Kahlberg an der Ostsee.

Mein liebes Schwesterlein!

Nicht nur der liebe Gott ist langmütig, und nicht nur seine Güte währet ewiglich. Ich weiß, daß Du von diesen großen und herrlichen Eigenschaften mehr hast, als wir Männer zusammengenommen, denn obschon ich von Dir im Laufe meines zweimonatlichen Aufenthaltes hier in Kahlberg mehr als ein Dutzend langer und lieber Briefe erhalten habe, obschon Dein Mann wiederholt sein Befremden über mein Stillschweigen ausgedrückt hat, habe ich mich nur manchmal zu einer sparsamen Postkarte aufraffen können. Und wenn ich am Schlusse Deiner Briefe die schüchternen, großen, unbeholfenen Schreibübungen Deines Jungen Hans las, der für sich und sein Schwesterchen Else unermüdlich dem „guten Onkel“

Grüße sandte, da habe ich immer Gewissensbisse gefühlt, denn ich wußte, daß mir zum „guten“ Onkel leider die notwendige himmlische Güte fehlte.

Heute, liebe Thea, hast Du mir sehr weh gethan. Du schicktest mir nur ein paar Zeilen, aber mit ihnen eine alte Photographie, die Du jetzt plötzlich wieder gefunden haben willst. Da sehe ich Dich als zehnjähriges Mädchen im weißen Kleid, die Schürze so gesteift, daß ich meine, sie knistern zu hören; Du hast Deinen rechten Arm schützend auf ein kleines Kerlchen gelegt, das in Sammethosen dasteht und seiner Schwester in's Gesicht lacht. Es sind zwanzig Jahre her, daß unsere Eltern dieses Bild haben machen lassen, aber wie ich als fünfjähriger Knirps meiner ernsten, geliebten Schwester entgegengelacht habe, so möchte ich es in diesem Augenblick thun, zu Dir fliegen und mich lang auf den Teppich vor Dich hin legen, wie ich es früher gethan, wenn Du hausmütterlich auf Deinem Schemel saßest und unserer Mama mit kluger Miene aus der Fibel vorlasest.

Daß Du mir dieses Bild geschickt hast, war ein schlaues Stück, war ein Meisterstreich von Dir. Was Deine ernsten Bitten, Deine ärgerlichen „Nachschriften“, die höhnischen Randbemerkungen Deines Mannes nicht zu Stande gebracht haben, das ist diesem schändlichen kleinen Bilde gelungen. Mir war zu Mute, als ich es sah, wie damals, als Mama uns Beide an Papas Sterbebett führte und ich mich hinter Dein Kleid verkroch aus Angst vor dem erblichenen langen schmalen Gesicht des Toten. Jede Berührung mit Dir war mir damals ein Trost, und wenn ich einmal allein blieb, verkroch ich mich in eine Ecke und heulte mit unserem kleinen Hunde um die Wette.

So habe ich auch gewünscht, Dir die nachstehenden Geständnisse lieber Auge in Auge zu machen. Ich dachte mir noch gestern, wie es sein müßte: In Deinem Wohnzimmer, das nach der Linkstraße hinausführt, müßten die Rouleaux halb heruntergelassen sein, damit das goldene Sonnenlicht die hintere Hälfte des Zimmers in Halbdunkel ließe, Du solltest ganz tief im Schaukelstuhl

sitzen, aber Hans und Else müßten in die hinterste Stube gesperrt werden, denn ich hätte Furcht, wenn ich ihre reinen, klaren Augen auf mich gerichtet fühlte. Du selber würdest mir versprechen, mich nicht mit einer Frage zu stören, und beide Augen müßtest Du zumachen, fest, ganz fest, um nicht zu sehen, wenn ich erröthe, und nicht, wenn ich erbleiche. Es ist so seltsam: als ob ich Dir gegenüber ein Schamgefühl besitze von so unendlicher Feinheit, wie keinem anderen Wesen gegenüber, empfand ich im Augenblick, als ich es mir ausmalte, wie ich Dir meine Beichte vortragen würde, eine so brennende Scheu, daß ich überzeugt war, kein Laut würde mir über die zusammengepreßten Lippen gehen, wenn ich wirklich vor Dir stände.

Warum fuhr ich eine Stunde nach Eurer Rückkehr in Berlin von Euch ab und weit weg an die Ostsee in ein Nest, wo eine Musikkapelle, aus fünf Mann bestehend, jeden Sonntag „Ehre sei Gott in der Höhe" spielt? Warum blieb ich zwei Monate hier, ohne weitere Mittheilungen von mir zu geben als: „Mir

geht es elend, schlecht, leidlich, erträglich, gut" u. s. f.? Wenn Du in alter Liebe mir schriebst: „Erich, sag', was hast Du?" oder burschikoser: „Junge, Dir ist wohl die Juristerei in den Kopf gestiegen?", dann warf ich erbittert Euer zusammengekritzeltes Schreiben auf den Tisch, um es nachher mit Gier wieder auseinanderzubreiten und mit Entzücken zu lesen, daß es noch Menschen giebt, die sich nach mir bangten. In dieser sentimentalen Zeit, wo ich apathisch und kraftlos war, kannte ich keinen größeren Genuß, als im braunen Ufersand des Strandes zu liegen, über die weite, grünliche See hinauszustarren und die weißglitzernden Segel zu verfolgen, die am Horizont auftauchten und dann wieder, wie von unsichtbaren Ketten gezogen, in eine unbekannte Ferne verschwanden. Stundenlang konnte ich über den ausgedörrten Sand, am Ufer entlang, gehen und sorgsam jedes Körnchen Bernstein auflesen, mochte es winziger sein als eine Erbse, und wenn ich eine Tasche voll besaß, ordnete ich sie in meinem Zimmer nach Farben und Schattirungen.

Jedes hellgelbe Stückchen wurde gegen die Sonne gehalten, und ich freute mich meines Spieles wie ein erkranktes Kind, dem man Bleisoldaten auf die weiße Bettdecke gelegt hat. Oder ich ging stundenlang die Dünen entlang und sah weit und breit keinen Menschen, nur weißen Sand, flaschengrüne Meereswogen und blauen Himmel. Aus Luzernen, Haargras und spärlichem Sandrohr machte ich manch' einen fragwürdigen Strauß zurecht und legte ihn als Schatz zu meinem Bernstein hin. Eine Sammlung von Muscheln habe ich mir auch angelegt; ihre Namen weiß ich nicht, nur auf das Rauschen im Innern kam es mir an. Wenn ich es hörte, dann war ich zufrieden, dann hatte ich ein bischen vom Geheimniß des Meeres in meiner Hand, und ich konnte horchen, als wüßten mir die farbigen Wölbungen der Muscheln seltene Märchen zu erzählen. So konnte es denn kommen, liebe Thea, daß mein Geist in Nichtigkeiten und Flüchtigkeiten aufging, daß ich fast zwei Monate lang im Halbschlaf verträumte und nichts hören wollte von dem brausenden, durch-

lärmten Berlin. Aber sag' nicht, daß ich Euch vergessen habe. Wenn ich auf der weiten Terrasse des Kurhauses saß, wo die Melonen und Weintrauben reifen, so milde und geschützt ist es hier, da raffte ich den Rest meines Studentenübermutes zusammen und ließ mir eine Flasche Mosel und noch eine zweite kommen. Aber — verzeih' mir, geliebte Schwester, — so oft ich das erste Glas Dir, Deinem Manne, Deinem Hans und der schüchternen Else weihen wollte, ich weiß nicht, wie es kam, mir erstarb der Wunsch auf den Lippen und ein Name stahl sich darüber, derselbe, der mich aus Berlin vertrieben: Annie.

Nicht wahr, ein häßlicher, ein ganz gewöhnlicher Name? Ich hatte Dir schon einmal erzählt, daß ich bei jedem weiblichen Namen so eine Art halb bestimmten Bildes vor mir sehe. Eine Bertha war mir immer klein, rund und dick erschienen; jede Emma hatte bei mir ein unendlich wohlgenährtes Fleischerfrauen-Gesicht; Klärchen war die blonde, schmachtende Schlagsahnen-Jungfrau, und so weiter. Bei dem Namen „Annie" hatte

ich die Vorstellung von einer langen, hageren Lehrerin, die ewig mit der Frage umherging: „Welchen Poeten lieben Sie?“ Daß die Annie, von der ich Dir erzählen will, nicht dieser Vorstellung entsprach, das war mein Glück und mein Unglück, das war mein Geschick!

* * *

In einem Monat, also am 6. November, ist es ein Jahr her, daß ich in Königsberg mein Examen gemacht habe. Du hast Dich noch gefreut, weil meine Referendararbeit so großen Beifall gefunden hat, daß ich den Plan faßte, sie zu einem großen Werke über das „Mutterrecht“ auszudehnen. Und ich erinnere mich noch an den ersten Abend in Berlin, als Du mich, den frisch angekommenen Referendar, über meine Studien ausgefragt hast und Walther dabei saß und lachend zuhörte, wie sein Schwager seine Gelehrsamkeit auskramte. Weißt Du noch, wie Hans und Else hereingestürzt kamen? — Hansen gabst Du einen leisen Klaps auf die Backe, Else bekam einen Apfel, und dabei lachtest Du und sagtest: „Schau,

Erich, das ist mein Mutterrecht! Das lasse ich mir nicht nehmen, und wenn Du noch so gelehrte Arbeiten schreibst."

Ich war Dir und Walther sehr dankbar, daß Ihr mich zu Euch nach Berlin geladen hattet. Ich wollte mich so wie so ein halbes Jahr von den Strapazen meines Examens erholen, und wo konnte ich besser aufgehoben sein, als bei Euch? Der Verkehr mit Deinem Manne war mir außerdem von tiefem Werth. Ein Rechtsanwalt von seinem Wissen und von einer so hohen Auffassung seines Berufs konnte mir jungem Kerl und juristischem Neuling nur ein Vorbild sein. Und ehe ich es selbst wußte wie, und obgleich Du immer wieder erinnertest, das sei doch keine Erholung für mich, saß ich regelmäßig während seiner Sprechstunde an seiner Seite, hörte oft zu oder bearbeitete leichtere Materien für ihn. Das ging sechs Wochen so hin, und Weihnachten stand bald vor der Thür. Noch acht Tage, und ich konnte meine Geschenke für Euch kaufen.

Da kam es. Eines Vormittags, es war der 21. Dezember — ich weiß es

genau — war ich, wie schon öfter, wenn Walther auf dem Gerichte zu thun hatte, allein in seinem Sprechzimmer und entwarf eine Berufung, die ich ihm am Nachmittage vorzulegen hatte. Die wenigen Leute, die kurz vor Weihnachten seinen juristischen Rath gewünscht hatten, waren längst abgefertigt, und ich saß im schwarzen Ledersessel, rauchte eine Cigarette und sah durchs Fenster in die Luft hinaus. Eben begannen feine weiße Schneekrystalle sich herabzusenken, und der Wind stieß heftig gegen die Fensterkreuze. Da höre ich draußen klingeln. Euer alter Bureauchef Weber fragt in tiefstem Brummbaß und unwirsch wie immer, was „das Fräulein wünscht". Eine helle klare Stimme antwortet. Mir ist, als höre ich noch heute den feinen Klang: „Ist der Herr Rechtsanwalt zu Hause?"

„Jawohl!" knurrt der Alte, öffnet die Thür, die in mein Zimmer führt, und bittet die Dame, näher zu treten. Die Thür schließt sich hinter ihr, und ich bin mit der Unbekannten allein.

„Donnerwetter," dachte ich, sprang mit einem Ruck empor, wie wir es als

junge Füchse an der Kneiptafel thun, wenn „werthe Gäste" eintreten, legte die Cigarette hin und wies auf einen Stuhl. Das junge Mädchen blieb einen Augenblick zaghaft stehen und setzte sich dann auf den äußersten Rand desselben.

„Sie wünschen, mein gnädiges Fräulein?" sagte ich befangen beim Anblick des blassen, anmutigen Gesichtchens, das umrahmt war von schwerem, goldenem Haar. Das hellgraue Kleid hatte einen schmalen Streifen tiefvioletten Sammets am Hals, der die Weiße des Antlitzes scharf hervorhob.

„Ich möchte gerne den Herrn Rechtsanwalt Parlow sprechen," klang die schüchterne Antwort, und für einen Augenblick sahen wir uns in die Augen, um plötzlich zu verstummen. Ich antwortete nichts, ein wenig außer Fassung gebracht durch die großen weiten tiefblauen Augen, die mich schüchtern ansahen und doch so sonderbar ruhig.

Ich habe mich später oft gefragt, ob es eine Liebe auf den ersten Blick gäbe, ob ein einziges Versenken der Augen ineinander, ein festes Kreuzen der Blicke

genüge, um Flammen in zwei Herzen zu entzünden. Das Eine fühlte ich: es giebt eine seltsame Unruhe auf den ersten Blick. Man weiß nicht, was diese Augen Einem verheißen, ob Gutes, ob Schlimmes, man weiß nur, daß sie in unsere innere Sphäre eingreifen werden; wie, das ahnt Niemand, und wann, weiß Keiner. Wie beim Blindekuhspielen ergreift man wahllos und planlos ein Wesen; die Binde fällt, und man sieht jetzt erst, ob man seinen Freund im Arm oder seinen Feind an der Hand hat. So erschien es mir auch mit diesem kleinen schmächtigen Geschöpf.

Ich hatte immer noch nichts geantwortet, sondern sie groß angesehen. Endlich kam ich mir selber allzu knabenhaft befangen vor und öffnete die Lippen, um zu antworten. Doch sie kam mir zuvor:

„Ich will gern wiederkommen, wenn Herr Parlow jetzt nicht hier ist!" sagte sie mit unsicherer Stimme und errötete unter meinen erstaunten und bewundernden Blicken bis unter die Haarwurzeln.

„Mein Schwager ist jetzt allerdings auf dem Gericht, und ich vertrete ihn hier

im Bureau. Bin auch Jurist, Referendar, heiße Erich Günthert." Dabei machte ich eine eckige Verbeugung, wie sie blutjunge Studenten machen, die sich zum ersten Male selbst vorstellen. „Können Sie mir nicht sagen, was Sie von ihm wünschen?"

„Es ist eine Bitte . . . eine Anfrage . . . Ich habe einen Brief von Doctor Michels an ihn abzugeben," war die zögernde Antwort.

„Ah, von Doctor Michels. Das ist ja der beste Freund meines Schwagers. Darf ich Sie um den Brief bitten? Ich werde ihn meinem Schwager geben, und wenn Sie erlauben —" ich verbeugte mich wieder wie ein Taschenmesser, das zusammenklappt — „werde ich Ihren Brief als erste der Sachen zur Erledigung bringen."

„Sie sind sehr gütig."

„O, nicht doch," warf ich ein, „gewiß ist es ein für Sie wichtiger Proceß." — Der Jurist regte sich in mir, und ich hatte unter dem Banne dieser großen blauen Augen das Verlangen, ihr Respect vor meinem Wissen einzuflößen.

„Um einen Proceß?“ fragte sie erstaunt und lachte ein wenig. Wie schön sie war, wenn sie ihre weißen Zähne zeigte; und mir schien, als würden die Augen in diesem weißen Gesicht dabei noch weiter und größer. Da hielt sie sich plötzlich an der Kante des Tisches fest und schloß die Augen.

„Was ist Ihnen, mein Fräulein,“ fragte ich voller Theilnahme und ging auf sie zu.

„O Nichts! Ich war nur so müde. Der weite Weg von Schöneberg hierher, und ich bin erst seit drei Tagen wieder gesund und aufgestandeu.“ —

„Darf ich Ihnen etwas Selter aus der Wohnung holen?“ fragte ich, ganz stolz vor Freude, ihr einen Dienst leisten zu können, und bückte mich, um ihr ins Gesicht zu sehen. Und wie ihr Antlitz jetzt in das meine sah, nur eine Hand breit von einander getrennt, da ging es unsichtbar zwischen unseren Augen hin und her; ein paar Secunden lang versanken unsere Blicke ineinander, und obschon wir uns eben erst kennen geernt hatten, obschon unsere Lippen nur

das kühle, fremde „Sie“ sprachen, standen unsere Augen schon auf heimlichem Duzfuß, als wären wir langjährige Bekannte. Während ich den Kopf herabgebeugt hielt, schoß mir das Blut empor; sie sah es und wandte das Antlitz, gleichfalls blutbegossen, von mir ab.

Sie wünschte nur ein Glas Wasser, und ich reichte es ihr mit jener halben Verbeugung, von der Dein Mann, der Frauenkenner, behauptet, solche Verbeugungen gewännen durch ihre stolze Unterwürfigkeit die Weiber am leichtesten. Sie trank das Wasser hastig aus und erhob sich.

„Ich danke Ihnen sehr, Herr Referendar. Wann kann ich Antwort erhalten?“

„Wenn es schriftlich sein soll, bis morgen Mittag; wenn Sie sie morgen früh wünschen, müssen Sie sich schon wieder hierher bemühen.“

„O, ich habe jetzt Zeit. Ich bin jetzt ja nicht in Stellung und kann mir deswegen den Bescheid holen.“

„Wird mir ein Vergnügen sein, Sie wieder hier zu sehen.“ Ich verbeugte

mich mit dieser dummen Phrase; sie sah mich groß an und nickte dann langsam mit dem Kopf, und zwar, wie mir schien, etwas hochmüthig. Das ärgerte mich; ich richtete mich in meiner ganzen Größe auf und sagte kühl: „Ich gebe Ihnen den Rath, morgen früh zu fahren. Eine Reconvalescentin sollte nicht so weite Strecken zu Fuß zurücklegen.“ Dabei öffnete ich die Thür. Ein Seitenblick traf mich noch blitzartig, und dann war ich allein.

Das war mein erstes Zusammentreffen mit Anne-Marie Kühn.

* * *

Was in dem Briefe Doctor Michels gestanden hat, wirst Du wohl kaum mehr wissen. Er kannte die Familie Kühn seit einem Jahrzehnt; er hatte den Vater der Anne-Marie behandelt, als er ein Jahr lang schwindsüchtig zu Bett gelegen; er hatte dafür gesorgt, daß er nicht in dem schändlichen Armen-Leichenwagen beerdigt wurde, in dem so viele zum Kirchhof geschleppt werden, als wüßte auch die heilige Erde und der liebe Herrgott

von den irdischen Unterschieden zwischen Arm und Reich. Er hatte der Wittwe, die sehr schön sticken konnte, Arbeit verschafft und die älteste der beiden Töchter, Anne-Marie, während ihrer Krankheit behandelt.

In dem Briefe an Parlow hatte er sie als braves Mädchen bezeichnet und ihre Fertigkeit im Schreiben und Rechnen gelobt; Buchführung verstände sie und Schreibmaschine habe sie auch zu behandeln gelernt. Und da Parlow sich schon längst ein junges Mädchen für seine Schreibmaschine habe engagiren wollen, so könne er sie ihm dringend empfehlen. Namentlich liege ihm daran, daß das Mädchen, das aus einfachen Verhältnissen stamme, in eine ordentliche Umgebung käme. Sie wäre schon in zwei Geschäften thätig gewesen, aber immer sei sie unschicklichen Zumutungen begegnet, so daß sie einen Abscheu dagegen hätte, wieder eine ähnliche Stellung anzunehmen. Zum Schluß meinte Doctor Michels, in eine ungefährdetere Stellung könne sein Schützling gar nicht kommen als bei seinem Freunde.

Ich glaube, ich kann diesen Brief auswendig. Ich habe ihn langsam gelesen, als Walter ihn mir an demselben Abend geöffnet übergab; einige Male habe ich ihn später durchflogen, als ich sie „Fräulein Kühn" nannte, öfter noch, als ich „Fräulein Annie" sagen durfte, und als ich Nichts weiter sprach, als das armselige Wort „Annie", da kannte ich ihn auswendig, da nahm ich ihn aus dem Schreibtisch Walthers und trug ihn überall mit mir herum.

Als Dein Mann uns am nächsten Tage erklärte, er habe sie am Morgen gesprochen und sie hätte ihm so gut gefallen, daß er sie zum 1. Januar engagirt habe, da unterdrückte ich ein Lächeln der Freude und wandte mich Hans zu. Damals fragte er mich, ob ich auch wüßte, wieviel neunzehn mal dreizehn sei, und als ich gedankenvoll vor mich hinsah und mit „Nein" antwortete, meinte er trocken und geringschätzig: „Da bist Du aber dumm, Onkel Erich!" Damals gabst Du ihm einen Schlag auf den Mund. Er fing an zu weinen, Else warf vor Schreck ein Glas Wasser um und weinte mit, als

Walther sie ärgerlich anguckte, wozu noch Euer Hund Shelli als Dritter mitheulte. Diese häusliche Scene hatte Niemand anders auf dem Gewissen, als die kleine blonde Anne-Marie.

Während der Weihnachtsfeiertage dachte ich selten an sie. Wenn mir einfiel, wie sie die Augen aufzureißen pflegte, dann lachte ich ein wenig vor mich hin, und mir war, als würde ich vom ersten Januar ab viel lieber in Walthers Bureau arbeiten.

Hatte ich schon beim ersten flüchtigen Zusammensein mit diesem kleinen, zierlichen Mädchen eine Ahnung, daß sie meinen Weg auf irgend eine Weise kreuzen würde, so ließ mir dieser Gedanke an dem Abend des ersten Januar erst recht keine Ruhe. Am nächsten Morgen Punkt acht Uhr würde sie im Bureau sein und getrennt von dem alten Bureauvorsteher und den beiden Schreiberjungen in einem kleinen Stübchen arbeiten, dessen einziger Ausgang durchs Sprechzimmer Walthers führte.

Als ich Abends zu Bett ging, lag dieser Gedanke wie ein Bann auf mir:

Morgen, morgen, morgen . . . Wie sie wohl aussehen wird? Ob sie noch krank ist? Ich werde dafür sorgen, daß sie eine Caraffe mit Wasser und Gläsern hineingestellt bekommt. Oder nein, besser ist es, sie kommt ins Sprechzimmer, wenn sie Wasser wünscht. Dann höre ich wenigstens ihre Stimme und sehe ihre zarte Gestalt. Was für ein helles Organ sie hat! Merkwürdig, im Profil erscheint ihr Gesicht gar nicht schön, zu spitz, zu mager, zu durchsichtig. Aber die Augen! Wenn sie die aufreißt, meine ich, müsse oben kein Platz mehr für die Stirn bleiben. Also ungebührlich haben sich ihre beiden früheren Chefs benommen! Diese Schurken! Sie meinen wohl, sie hätten ein Recht dazu, weil sie Geld haben! Der Teufel hole diese protzige Gesellschaft. Und ich hatte das Gefühl, als sei sie über den Sumpf des Lebens gegangen, wie Mädchen im Regen, wenn sie die Kleider ein wenig heben, um sich vor dem Schmutz der Straße zu bewahren.

So gingen meine Gedanken eine bis zwei Stunden hin und her. Und immer

mehr wuchs die Vorstellung in mir, solche kleine, weiße Hände könnten in ein Leben stärker uud schlimmer eingreifen als die robusten Fäuste von Polizisten. Dann lachte ich mich aus. Ich Narr schwelgte wieder einmal in Träumen. Gewiß wußte sie gar nichts mehr von mir und trat morgen ihre Stellung an wie ein Rekrut, dem es gleichgiltig ist, in welcher Ecke des Paradefeldes er exerciren muß. Ach Gott, sagte ich mir, sie schläft jetzt den dummen Schlaf aller Mädchen, die ein Gewissen rein wie ihre frischen Taschentücher haben, aber auch so langweilig wie deren viereckige Kanten. Und obschon ich meine Standrede gegen mich mit dem kräftigen Studentenwort schloß: „Mensch, sei kein Frosch, sondern schlaf!", wurde ich ein Gefühl nicht los, in dem sich Angst und glückliche Erwartung wunderlich mischten.

* * *

Als ich am nächsten Morgen spät wie immer in Walthers Arbeitszimmer kam, war er schon ausgeflogen, und ein Stoß von Acten lag auf dem Tische, oben auf

ein Zettel, auf den ein Blaustift das vielsagende Wort „Faulpelz“ geschrieben hatte. Ich mußte über den sonderbaren Morgengruß meines Schwagers lachen und hielt ihn einen Augenblick prüfend in Händen. Da hörte ich ein ununterbrochenes Tick-tick-tick-tick, wie von einer Schreibmaschine.

Ah . . .

In dem kleinen Stübchen, in dem sich die meisten Acten Walther's befanden, stand die Remington-Schreibmaschine, und hier hatte Walther dem Mädchen einen Arbeitsplatz angewiesen, um sie fernzuhalten von dem männlichen Hilfspersonal. Hier unter seiner Obhut war sie geborgen, und kein frecher Ladenmensch drang mit seinem Blick in diese geheiligten Räume des Gesetzes. Jawohl, sagte ich mir halb humoristisch, halb ernsthaft: Nicht nur unter Walthers Schutz steht ihr kleiner Blondkopf, auch meine Hände und meine Moral breiten ein Dach über sie aus. Und mir fiel der prachtvolle, so überaus anschauliche Vers aus dem Alten Testament ein, wo es von dem lieben Gott heißt: „Er thronte unter dem Lobe Israels.“ Und

in lustiger Studentenstimmung parodirte ich dieses ernste Wort für mich und sagte: „Jawohl, Fräulein Anne-Marie Kühn, Sie thronen unter der Moral des Herrn Referendars Erich Günthert, 24 Jahre alt, unverheirathet, Landsturm mit Waffe, alter Herr der Landsmannschaft Makaria, schuldenfrei, im Besitze der wunderbarsten Schwester der Welt . . . Lieblingslied: „Wenn ich einmal der Herrgott wär'" . . . und: „Ich schnitt es gern in alle Rinden ein" . . .

„N' Morgen, Herr Günthert," begrüßte mich eintretend der alte Weber. „Entschuldigen Sie. Ich muß dem Fräulein hier ein paar Acten zum Copiren bringen."

Ich stand noch immer am Tische und hielt den „Faulpelz" in der Hand. Als Weber die Thür öffnete, fiel mein Blick auf den hellgoldnen Scheitel des Mädchens, von dem ein paar frohe Sonnenstrahlen nicht loszukommen schienen, die vom Hofe aus in das einfenstrige Hinterzimmer sich verloren hatten. In glattem Knoten lag die schwere Fülle des Haares am Hinterkopf befestigt und legte sich glänzend und dicht um das herabgebeugte Haupt.

Jetzt bückte sich Weber zu ihr nieder, und von der feinen, zierlichen Gestalt sah ich nur die schmalen, weißen Hände, die regungslos auf den blanken Tasten der Schreibmaschine ruhten. Als Weber mit seiner Erklärung fertig war, hörte ich sie noch ein paar Fragen stellen.

„Entschuldigen Sie, wenn ich Sie danach frage," sagte sie sanft, „aber es ist doch besser, daß ich jetzt frage, um die Copie richtig zu machen, anstatt daß ich nachher eine falsche abliefere."

„Det stimmt," betheuerte Weber, „aber wollen mal sehn, Freilein, ob es richtig wird!" Ich mußte über seinen Zweifel lachen. Er war ja stets ein Feind der Frauenarbeit auf dem Gebiete des Bureauwesens gewesen, und Walther hatte immer behauptet, das komme daher, weil er als junger Schreiber einmal von einer Schreiberin einen Korb bekommen, wogegen Weber immer protestirt hatte. Die Mädchen nähmen seiner Meinung nach die Arbeit weg, und kein Mensch könne daher noch heirathen, weil die Weiber so viel Stellen wegkapern . . . das war immer seine Weisheit. Er würde daher

auch wohl dem kleinen Mädchen feindlich gegenüberstehen, vielleicht sie grob und barsch behandeln. Und ich nahm mir fest vor, aufzupassen und kein verletzendes Wort zu dulden, das gegen meinen Schützling gerichtet würde.

Meinen Schützling!

Noch vor zehn Minuten hatte ich als Stellvertreter Walthers ihr den Schutz meiner Moral angedeihen lassen wollen. Jetzt war ich die Hauptperson, und das kleine Fräulein Anne=Marie Kühn thronte unter dem Dache meines ausschließlichen Schutzes.

Ich wurde ärgerlich, daß ich mich mit ihr so viel beschäftigte, und unterließ es, sie zu begrüßen. Ich stand am Tische und blätterte in einem Actenstück, als Weber hinausging. Er sollte nichts von meinem Interesse für das junge Mädchen merken; es sollte ein kleines Geheimniß sein, ganz für mich allein, so wie man als egoistisches Kind, dem ein Stück Kuchen geschenkt wird, sich in ein anderes Zimmer flüchtet, um es allein zu verzehren und die allzu theilnahmsvollen Kameraden auszuschließen.

Als sich die Thür zu ihrem Zimmerchen geschlossen hatte, setzte ich mich an den Arbeitstisch und schrieb den Entwurf zu einigen Klagen nieder. Als ob ich keine richtige Arbeitslust hatte, nahm ich die einfachsten vor, in denen pp. Müller den pp. Schultze um gepumpte 100 Mk. verklagte und Schultze den Müller ein „Rhinoceros mit sieben Flügeln" genannt hatte und ähnliche interessante Criminalfälle.

Draußen begann ein leichter Wind Schneeflocken vom Himmel zu holen, um sie bedächtig durch die kalte Januarluft fallen zu lassen. Noch war kein rechtes Leben auf den Straßen; es schien, als läge noch der Rest der Sylvesterstimmung und die Freude über das neue Jahr in der Luft. Auf das Fensterbrett ließen sich zahllose Flocken nieder, und der Wind wehte sie zu leichten, winzigen Hügeln zusammen. Jetzt fuhr ein stärkerer Stoß gegen das Fenster, daß es klirrte, und das Schneegestöber nahm zu. Kalt und schneidend kam es aus den Ritzen des Fensterkreuzes, und einen Augenblick lang fror ich empfindlich.

Wie unter einer plötzlichen Eingebung erhob ich mich und trat in das Zimmer des Mädchens.

„Guten Morgen!"

„Guten Morgen!" war ihre Antwort. Mit einem Blick umfaßte ich ihr Bild. Wie hübsch sie in dem marineblauen Kleid aussah! Der weiße klare Hals hob sich sanft von dem tiefen Blau des Kragens ab. Leichte Falten verbanden die Brust der Taille mit dem Gürtel. Dann eine einfache Brosche, das war Alles, was ich sah.

Nur eine kurze Secunde hatte sie den Kopf erhoben und mit einem Gleichmuth, der meinem Selbstgefühl einen schweren Stoß gab, nahm sie ihre Arbeit wieder auf.

Tick-tick-tick-tick-tick-tick .... die verwünschte Schreibmaschine.

„Sagen Sie, Fräulein ..."

Tick-tick-tick-tick-tick-tick ...

Etwas lauter rief ich:

„Sagen Sie, Fräulein, ist es hier bei Ihnen nicht zu kalt?"

Tick-tick-tick-tick-tick-tick. — Jetzt hielt sie inne und sah auf. Dann

hauchte sie in ihre Hände, als wenn sie fröre.

„O nein," erwiderte sie und wollte mit ihrer Arbeit fortfahren.

„Erlauben Sie, mein Fräulein, Sie haben bedeutend, hm . . . die Unwahrheit gesagt."

Sie sah mich verblüfft an. Sie mußte mich wohl in diesem Augenblick für einen sehr frechen Menschen halten.

„Sehen Sie," fuhr ich gemüthlich fort. „Ich weiß das als Jurist. Die Indicien sprechen dagegen. Eben hauchen Sie in Ihre Hände, um sie warm zu machen, und in demselben Augenblick behaupten Sie, Ihnen sei nicht kalt!"

„Das ist richtig," sagte sie lächelnd mit der Miene eines Kindes, das man beim Lügen ertappt. „Ein bischen kalt ist es ja!"

„Ein bischen, sagen Sie. Ihre Hände sind ja ganz blau!" rief ich und legte meine heiße Rechte auf ihre schmalen kalten Finger, die auf den Tasten der Schreibmaschine ruhten.

Sie sah mich einen Augenblick unsicher an. Gewiß schwankte sie, ob es

harmlose Theilnahme um ihr körperliches Wohlergehen war, oder ungezogene Keckheit des jungen Juristen, der sich jungen Mädchen gegenüber siegessicher glaubte. Die letztere Ansicht mußte bei ihr durchgedrungen sein, denn sichtlich geärgert und mit einem Ruck zog sie ihre Finger unter meiner Hand fort.

„Wenn es Ihnen recht ist, lasse ich die Thür zu meinem Zimmer auf. Da ist es wärmer, und Sie bekommen dann einen Theil von meiner Gluth ab.“

Ich erstaunte selber über die Kühnheit meiner Worte. Sie verstand sie nur zur gut, und ein leises Emporziehen der Unterlippe zeigte mir, daß sie ihr vernichtendes Urtheil über meine Person bald fertig hatte.

Ich nahm mir fest vor, meine Taktik zu ändern. Was ging sie mich überhaupt an? Ein kleines schmales Ding mit blassem Gesichtchen, hübschen Augen und leidlichem Haar, das war Alles. Es war ja geradezu lächerlich, welche Unruhe sie gestern Abend in mir erweckt hatte. Wer war sie denn?

Da fiel mir mein Vorsatz ein. Ich

wollte ihr Schutzpatron sein. Ein netter Schutzpatron, sagte ich mir, der mehr ein netter Patron ist, als Schutz gewährt! Geärgert über Etwas, was ich nicht wußte, gereizt durch eine Sache, die ich nur dunkel empfand, setzte ich mich hin und entwarf eine Klage über die unbefugte Aneignung von Steinen von einem Privatwege laut § 370,2 des Strafgesetzbuches. Ich weiß noch, wie Walther sie las und kopfschüttelnd mit seinem großen Blaustift durchstrich. Daß diese Klage so schlecht stilisirt war, daran hatte ein junges Mädchen Schuld, oder vielmehr ihre Schreibmaschine mit ihrem ewigen schrecklichen Tick-tick-tick-tick-tick-tick . . .

* * *

Der darauf folgende Monat Februar erhielt meine Stimmung auf gleicher Höhe. Es sind nur kleine Erlebnisse, die ihn für mich glückselig gemacht haben, aber gerade diese winzigen Begebenheiten, die sich zwischen zwei jungen Menschen abspielen, die harmlosen Geschehnisse, die nur für vier Augen Bedeutung haben,

sind wie gutes nahrhaftes Kienholz, das eine Flamme immer wieder anfacht und sie in gleicher Gluth erhält.

Ein Tag verstrich wie der andere, und doch hatte jeder sein bischen Glück und sein bischen Sonnenlicht. Ich weiß nur noch, daß ich jeden Morgen vergnügt erwachte und beim Aufstehen: „Wenn ich einmal der Herrgott wär',“ pfiff und beim Anziehen mein zweites Leiblied: „Ich schnitt es gern in alle Rinden ein“. Ich weiß noch, wie Du, geliebte Thea, nachdem Du beide Lieder zweitausendfünfhundert Mal von mir gehört hast, eines Morgens, hübsch wie alle jungen Frauen, mit einem Packet Noten zu mir hereinkamst und sie mir aufs Bett legtest.

„Nanu?“ fragte ich verblüfft und strich meinen Schnurrbart gerade — auch vor einer verheirateten Schwester rettet man gern die Reputation eines eleganten Schnurrbartes —:

„Was soll ich denn damit?“

Da lachtest Du und sagtest: „Du könntest auch 'mal das Repertoire Deiner Morgenlieder vermehren. Hier ist

Schubert, Schumann, ein Arien-Album, ein Band Volks- und eine Sammlung Kneiplieder. Thu' mir und Walther die einzige Liebe an und lerne ein drittes Lied hinzu. Hans und Else singen Deine beiden Leiblieder auch schon längst alle Morgen mit, und wir sind Beide in Verzweiflung. Walther schlägt Dir vor, Du sollst aus dem Commersbuch das Lied Nr. 543 lernen."

„So? Welches ist denn das?" fragte ich und griff nach dem dicken Buche.

Du standest dabei und lachtest und riefst: „Ich habe das Lied gelesen und finde die Auswahl von Walther geradezu . . . hm, wirklich ordinär."

Ich las den Schlußvers des vorgeschlagenen Liedes:

„Ueber Lumpen wie Kepler und Schiller
Rümpf' ich nur verächtlich die Nas'.
Ich bin ein vollendetes Rindvieh, —
Meine Mittel erlauben mir das!"

„Das Lied ist wirklich ordinär und die reizende Anspielung meines Schwagers, nämlich die vorletzte Zeile, geradezu gemein. Das Lied lerne ich aber trotzdem," erklärte ich bestimmt, und als ich

teuflisch hinzufügte: „Aber Hans und Else lernen es mit!“ flogst Du mit einem Entsetzensschrei aus meinem Schlafzimmer hinaus.

In diesem Monat war Dein Mann auch besonders mit mir zufrieden. Nicht als ob ich meine Ausarbeitungen stets zu seiner Zufriedenheit gemacht hätte. Im Gegenteil. Noch nie hatte er so viel zu bemängeln; was ihm aber gefiel, — darin ist er wie ein Weib! — war, daß ich ihm stets Recht gab. Früher hatte ich lange, juristisch gelehrte Discurse mit ihm über die Prägnanz irgend eines Wortes oder über irgend eine Ansicht. Jetzt gab ich ihm bedingungslos Recht und fügte mich lachend in seine Correcturen. Einmal behauptete er, ich scheine gar kein Interesse mehr an der Jurisprudenz zu haben, ein Vorwurf, der mich darum erröten machte, weil er in seinem Arbeitszimmer ausgesprochen wurde, durch dessen geöffnete Hinterthür ich Annies Gestalt sehen konnte. Als ich aber energisch abwehrte, behauptete er weiter, ich hätte ein so stumpfsinniges Lachen, wie Einer, der

einen „Pips“ weghat. Du weißt, liebes Schwesterlein, daß er mit dieser klassischen Neubildung das Wort „verliebt“ zu umschreiben pflegt. Ich that ganz erstaunt. Mir schlug aber das Herz, denn ich sah durch die Thür, wie sich ihr Köpfchen herabbeugte. Nun hörte ich wieder ein Tick-tick-tick-tick-tick . . ., aber ich weiß heute nicht mehr, ob es das Hämmern der Schreibmaschine oder das Schlagen meines Herzens war.

Höchlichst unzufrieden war Dein Junge in diesem Monat mit mir. Hans begegnete mir mit wirklicher ehrlicher Verachtung. Der Junge mußte irgendwo einen Bengel als Komiker haben auftreten sehen, denn eines Tages stürmte er zu mir ins Arbeitszimmer herein, ein Blatt in der Hand und rief: „Onkel Erich, jetzt hab' ichs.“

„Was denn?“

Da steckte der Junge den rechten Zeigefinger in den Mund und schnellte ihn plötzlich seitwärts hinaus. Das klang wie: „Pschutt“ und dann sang er den Refrain: „Das is'n Berliner sein Fall.“

„Ah," sagte ich verständnißvoll, „ein Couplet. Du hast es wohl aufgeschrieben? Was?"

„Ja, ich will es zu Mamas Geburtstag vortragen. Aber Du mußt mir Deinen Frack und Deinen Cylinder dazu geben. So habe ich es auch gesehen!"

Ich war sehr unwillig über die niederen plebejischen Instincte meines Neffen, von dem eine gewisse liebenswürdige Schwester behauptet, er hätte ein sehr zartes Gemüth. Ich beschloß daher, seinen Eifer zu dämpfen und mich ein wenig um die Besserung seiner Erziehung zu kümmern. Ich wollte gleich den Anfang machen. Mit einem Ruck zerriß ich das Blatt und warf die Stücke in den Papierkorb.

„Solch ein ordinäres Lied paßt nicht für Dich. Geh' lieber in Dein Zimmer und lerne die Genusregeln auswendig. Dein letztes Extemporale war eine Schande für unsere ganze Familie. Dein Diarium sieht so scandalös aus, daß wir uns vor ganz Berlin schämen müssen."

Die Thränen traten dem armen Kerl in die Augen. Endlich fand er den

Muth zu sprechen. „Du hast kein Recht, mir das Lied entzweizureißen."

„Was, kein Recht?" fragte ich, in meinem Juristengemüth schwer getroffen. „Wir Juristen haben das Recht, das wir uns nehmen," rief ich pathetisch aus. Wußte ich doch, daß sie es im Nebenzimmer hörte. Weinend schlich sich der Junge hinaus, und die Fortsetzung dieser Erziehungsscene hast Du, Schwesterlein, seiner Zeit ja gütigst selber übernommen.

Als die Thür hinter ihm zugefallen, lachte ich laut auf und ging in das Zimmer Annies, scheinbar um nachzusehen, ob sie ein paar Briefe schon übertragen hatte.

„Nun, mein Fräulein, haben Sie meinen Neffen eben gehört?"

Sie hob das goldige Köpfchen, und ihr ganzes Gesicht lachte mir zu. Sie sprach nichts, aber ihre tiefen leuchtenden Augen glänzten noch lange in mir nach, als ich wieder vor dem Schreibtisch saß.

Mindestens ebenso unzufrieden mit mir war unser großer Leonberger Hund. Früher mußte Shelli mir alle Morgen

seine große Pfote zur Bewillkommnung reichen, und Du lachtest immer, wenn ich ihm die Hand in einem Seitenbogen reichte, wie es Gigerlmode sein sollte. Wenn er mich jetzt Morgens im Bureau erwartete, ließ ich ihn links liegen und kraute nur nachlässig seinen Hals. Mir war viel wichtiger, durch die halb geöffnete Thür die kleine Gestalt am Tisch sitzen zu sehen als sämtliche Hunde der ganzen Welt samt ihrer kolossalen Hundetreue. Shelli merkte bald mein geändertes Benehmen, und als kluges Tier revanchirte er sich und verachtete mich. Als Hans seine Lieblingsidee, im Frack und Cylinder zum Geburtstag seiner Mama ein Couplet vorzutragen, dadurch auszuführen gedachte, daß er in meinem Schlafzimmer meinen Frack anprobirte, ertappte ich ihn dabei und gab ihm einen gehörigen Klaps. Da richtete sich Shelli in seiner ganzen Größe auf und knurrte mich an wie einen Fremden. Also auch er war mit mir sehr unzufrieden.

Um so näher war mir Dein Liebling, die kleine Else, gekommen. Du hast Dich

damals gewundert, wie zutraulich Dein scheues Nesthäkchen plötzlich zu mir geworden war, und heute hast Du die Erklärung dafür. Niemand anders war die Urheberin als Annie. Auf diesen Namen wirst Du immer stoßen, wenn Du die Veränderung, die das letzte Jahr in mir hervorgerufen hat, erklären willst. Else war immer ein stilles Kind gewesen und nur dann zutraulich, wenn sie in Deiner oder Walters Nähe war. Nie habe ich Dich mehr geliebt, Schwester, als wenn das verträumte fünfjährige Mädchen an Deiner Seite auf einem Schemel saß und Dich in einem fort anguckte. So habe ich Dich als Kind angesehen, so bist Du für Else jetzt das feste Bild der Ruhe und des Glückes.

Wie ich Dich liebe, meine heilige, gute Schwester!

Der Februar neigte sich seinem Ende zu, und Walther verbrachte mehr Stunden auf dem Gericht als zu Hause. Ich selber hockte den ganzen Tag in seinem Arbeitszimmer, und mehr als einmal fragtest Du uns Abends am Tisch, ob Du ein Aktenbündel zum Manne genommen und

ein zweites zum Bruder bekommen hättest. An einem schweren Arbeitstage war gegen fünf Uhr die kleine Else zu mir ins Zimmer mit der Nachricht getreten, daß zu unserer Cousine Martha der Storch gekommen sei. Ich sehe noch, wie sich die Thür, die aus der Wohnung in unser Arbeitszimmer führt, leise öffnet und Else zaghaft eintritt. Sie steht an der Thür und wagt nicht näher zu treten. Ich drehe mich um und sehe das kleine verschüchterte Ding warten.

„Komm doch her, Else. Was hast Du denn?"

Ein paar zaghafte Schritte und wieder hält der Fuß inne.

Da stehe ich auf. „Hast Du denn Angst vor mir?" Mir that es weh, daß sie so furchtsam schien und mich mied. Ich hob sie hoch empor zu mir, und ihr leichter Körper ruhte in meinen beiden Armen. „Hast Du denn Furcht, Elschen? Ich thue Dir ja nichts. Hat Dir denn Onkel Erich schon mal was gethan? Nicht wahr, nein?"

Im Nebenzimmer hörte das Klappern der Schreibmaschine auf. Annie mußte

aus der geöffneten Thür ihres Gemaches jeden Satz verstehen. Und so legte ich eine Weichheit in meine Worte, daß das Kind mich mit seinen großen braunen Augen ganz verwundert ansah.

„Sieh mal, Elschen. Hast Du Mama sehr lieb?"

„O—o, so sehr!"

„Und ich bin doch Mamas einziger Bruder. Mich hat Mama auch sehr lieb. Dann mußt Du mir doch auch gut sein?"

Diese Logik schien ihr einzuleuchten, denn sie legte die Aermchen um meinen Hals. „Also, was hast Du mir zu sagen?"

„Mama läßt Dir sagen: Tante Martha hat der Storch gebissen."

„Ei, sieh!"

„Nicht wahr, Onkel Erich, Shelli beißt auch so!" fragte sie zutraulich. „Mich beißt er aber nicht!" fügte sie wichtig hinzu.

Ein leises Lachen ertönte hinter mir. Als ich mich umdrehte, sah ich, wie das junge Mädchen innerhalb der Thür stand, einen Brief in der Hand, den sie für

mich zu übertragen hatte. Gewiß war sie Zeuge unserer Unterhaltung gewesen. Jetzt lachte sie wieder so sonderbar. Es war ein Lachen, das nur in den Augen zu schweben schien, und als ich ihren Blick auffing, war es mir, als legte es sich wie eine leise, warme Frauenhand auf mein Herz.

„Fräulein Kühn, Sie lachen mich gewiß aus!" —

„O nein," erwiderte sie lebhaft und schüttelte den blonden Kopf.

„Nicht wahr, mit solch' einem Prachtmädel muß man doch gut Freund sein!" Damit ging ich, Else noch immer in meinen Armen haltend, auf sie zu. Ich küßte das Kind und stellte es dann auf den Boden. Da beugte sich Annie über das kleine Mädchen und küßte es gerade auf die Stelle, die meine Lippen eben berührt.

Das Herz stand mir einen Augenblick still vor Freude. Dann warf ich den Kopf zurück und sagte: „Ist der Brief an Michael & Co. fertig?"

* * *

Ein paar Tage darauf hatte ich mit Walther zusammen eine Antrittsvisite zu machen. Während er sich brummend in seinen Leibrock zwängte, stand ich bereits fertig angezogen in Frack und weißer Binde im Arbeitszimmer und erwartete ihn in der stillen Hoffnung, daß mich Annie vorher in meinem Festanzug würde bewundern können. Du weißt, Schwesterlein, daß ich im Frack sehr gut aussehe. Du selbst hast mir einmal vor vierundeinhalb Jahren gesagt, ich sei im Frack „ganz passabel“, und solche Complimente vergißt ein Mann noch weniger als ein Weib. In der That fühlte ich mich sehr „auf der Höhe“ und stand steif vor dem Arbeitstische, um scheinbar nachlässig noch eine Zeitung zu lesen. Meine heiße Erwartung hatte mich nicht getäuscht. Annie holte sich ein Packet Actenpapier. Als sie mich vor dem Schreibtisch stehen sah, erschrak sie und schaute mich groß an. Ich raffte meine ganze Keckheit zusammen.

„Sie wundern sich über mein Aussehen, nicht wahr, Fräulein Kühn?“ Sie lächelte und ihr Blick musterte mich errötend von oben bis unten, um dann

zum Fenster hinaus zu wandern. „Ich trage eben den Frack sehr gerne," fuhr ich ungenirt fort, „ich finde mich nämlich darin sehr hübsch. Sie nicht auch?"

„Nein," antwortete sie lachend und heftete von Neuem ihre Augen auf mich. „Ich finde Sie stets gleich gräßlich."

Die Antwort war sicherlich noch ungenirter als meine Frage. Ich war verblüfft, um so mehr, als sie dabei das ernsteste Gesicht der Welt zeigte.

„Sie sind sehr liebenswürdig, mein Fräulein!" erwiderte ich, halb lachend und halb geärgert. Sie zuckte die Achseln und kehrte in ihr Zimmer zurück. Damals war es, als Du mit Deinem Mann mich vor dem großen Spiegel fandest, wo ich resignirt mein Conterfei betrachtete. Damals hast Du mich ob meiner Eitelkeit ausgelacht, und Walther fragte, ob er noch einen zweiten Spiegel hereinschleppen sollte, damit ich auch meine „intelligente Rückseite" betrachten könne. Nun weißt Du, Schwesterlein, warum ich Euch damals wiederholte: „Ich sehe einfach gräßlich aus!"

Für das Wort sollte sie büßen. Am nächsten Tage wollte ich Walther bitten, mich zwei Wochen lang an meinem großen Werk über das Mutterrecht arbeiten zu lassen. Und ich führte es mit einer Energie aus, die meine Arbeit sehr förderte, mir aber weher that, als ich vermutet hatte. In meinem Schreibzimmer zu sitzen, vor dem Fenster überschneite Kastanienbäume und wehenden Märzwind, auf dem Tische langweilige Abhandlungen über Zulu-Kaffern, Nama-Hottentotten, Loango-Neger, Dakota-Indianer u. s. w., die mir Auskunft geben sollten, ob ein Mutterrecht bei ihnen existirte, und in mir eine unaussprechliche Sehnsucht nach einem Mädchenkopf, der kaum drei Zimmer weit von mir entfernt war und sich über abscheuliche Acten beugte, indeß aus dem goldenen Haar eine Strähne über das weiße kleine Ohr fiel! Was ging mich eigentlich so eine scheußliche Hottentottin an, so eine ungewaschene Eskimofrau, so eine mopsnäsige Manjema-Negerin? Konnte ich nicht darauf pfeifen, was sie für ein Mutterrecht hatten? War es mir nicht höllisch gleichgültig, ob sie

überhaupt ein Recht hätten, ob sie überhaupt Mutter würden?

So knurrte ich in mich hinein, und wenn mich auch für meinen Eifer das schwesterliche Lob tröstete, so schlug ich mir mit meiner freiwilligen Verbannung selber ins Herz. Und dann, war es nicht geradezu kindisch, um eines so winzigen Anlasses willen mich selbst derart zu quälen? Hatte ich sie bestraft oder mich? Vielleicht vermißte sie mich kaum? Vielleicht war es ihr gleich, ob Walther, Weber oder ich ihr Arbeiten zuwies. Sie that ihre Pflicht und damit basta. Aber dagegen wehrte sich meine Eitelkeit. Es war ja nicht möglich, daß ihr in den zwei Monaten und zwölf Tagen meine stille Huldigung entgangen war. Mädchen von vier Jahren haben schon den instinctiven Blick für Fremde, die ihnen geneigt sind. Und ein Mädchen von zwanzig Jahren, mit blauen großen Augen, so groß, daß sie mehr zu sehen schienen als andere Menschen, mit goldenen Haaren, die nur dazu gemacht waren, daß sich Blicke darin fingen, Hände darin wühlten und Lippen darauf ruhten ... solch ein

Mädchen sollte blind für mein verwandeltes Wesen sein? Nein. . . . Und ich malte mir aus, wie sie heimlich unter meinem Fernsein litt. . . . Jeden Morgen müßte sie mit bangen, ermüdeten Sinnen erwachen, die Füße müßten sie nur schwer in's Bureau tragen, athemringend müßte sie vor der Thür stehen bleiben, ehe sie klingelte; immer mit der bangen Frage im Herzen: „Ist er heute da?“ müßte sie in Walthers Zimmer treten und mit klopfender Brust in ihrem Stübchen warten, bis ich erschien. . . .

Endlich kamen mir diese Träumereien so knabenhaft vor, daß ich mir einen Ruck gab und Abends Walther mittheilte, mit sämmtlichen Stämmen Amerikas sei ich fertig, namentlich seien die Makuschi-Indianerinnen in Guayana „mächtig“ interessant. Hans und Else lachten über den drolligen Namen, Shelli heulte vergnügt dazwischen, und Walther stieß mit Dir und mir auf das Wohl sämmtlicher „schönen“ Makuschi-Indianerinnen an. Dann sagte ich so ganz beiläufig, nur nebenbei, ohne Betonung, ich könnte ja dann wieder im Bureau arbeiten. Walther



war es recht, und Du, Schwesterlein, danktest mir für meine ewig bereitwillige Hülfe.

Hättet Ihr meine Gründe geahnt, Ihr beiden lieben, dummen, guten Leute!

* * *

Der nächste Morgen war der dreizehnte März. Punkt ein halb acht Uhr stand ich auf, aber heute kam ich nicht über die Anfangszeile: „Ich schnitt es gern in alle Rinden ein" . . . hinaus. Wenn meine Schwester mich fragen sollte, warum ich heute der Erste im Bureau sein wollte, dann würde ich mit Stolz auf meine Brust deuten und ihr sagen, daß ich für ihren Mann gern eine Stunde Schlaf opferte! Sie sollte endlich anerkennen, daß ich zu den besten Schwägern der Welt gehörte.

Als Erster wollte ich im Bureau sein und allein im Arbeitszimmer, wenn Annie kam. Ich hatte nicht die Kraft, eines der aufgestapelten Actenhefte anzusehen, sondern wartete fieberhaft auf ihre Ankunft. Weber, der einen eigenen Schlüssel hatte, war als zweiter auf dem

Platze. Fünf Minuten später klingelte es; die Uhr schlug gerade acht. Ein helles „Guten Morgen“ klang durch den Corridor, und bald trippelte ein leichter Schritt in mein Zimmer. Ich stand am Ofen, so daß sie mich nicht sofort erblickte.

Die Thür schloß sich, und ich rief halblaut: „Guten Morgen!“

„Ah!“ kam es von ihren Lippen. Sie wandte sich um, und ich sah in ein geisterhaft weißes Gesicht, um dessen Augen tiefe Ränder lagen. Sie zitterte und hielt sich am Tische fest. Ich sprang auf sie zu.

„Ich habe Sie lange nicht gesehen, Fräulein Kühn,“ flüsterte ich und schaute ihr in die Augen. Da zuckte es darin wie von verhaltenen Thränen. Sprachlos vor ihrem wehen Gesicht, in das der Schmerz stille Züge gegraben, ergriff ich ihre Rechte. Ich sah ihr durchdringend ins Antlitz, bückte mich dann langsam nieder, daß sie auf meinen Kopf herabsehen konnte, und küßte ihre kleine Hand lange, inbrünstig und heiß. Die Finger bebten unter meinen zuckenden Lippen, und ich fühlte es: sie preßten sich leise

gegen meinen Mund. Kein Laut störte diese köstliche, heilige Minute; schwer strich ihr Athem über mein Haar hin, und meine Seele wollte überströmen in ihre Hände, bis sie ihre Seele gefunden hätte.

Langsam erhob ich den Kopf und legte ihr die Hand unter das Kinn. Nur einen Moment duldete sie, daß ich ihr Gesicht ein wenig emporhob und die hellen Thränen sah, die ihr über die Wangen rollten. Dann riß sie sich los und flog in ihr Zimmer.

Regungslos stand ich am Tisch und schaute ihr nach. Nur mein Herz schlug und schlug, als wollte es zerspringen. . . .

* * *

Ich vergesse nie das erstaunte Gesicht Walthers und eben so wenig Deins, liebste Thea, als ich eine halbe Stunde später an Euren Kaffeetisch trat und ganz betrübt erklärte, ich hätte zwei wichtige Werke über die Bakaïri-Stämme Central-Brasiliens vergessen. Dieser Stamm sei hochinteressant und solle sich durch ein seltsam verschrobenes Mutterrecht auszeichnen. Ich

müßte auf die Königliche Bibliothek und sie mir noch heute zu verschaffen suchen. Aber morgen oder übermorgen stände ich gern wieder Walther zur Verfügung. Der meinte trocken, ich sei der curioseste Mensch unter der Sonne. Um solcher wüsten Erscheinungen aus Central-Brasilien, um solcher splitternackter scheußlicher Naturweiber willen vernachlässigte ich die Culturdamen der Gegenwart, insbesondere meine eigene Schwester. Ich könnte, wenn ich wollte, sogar selbst nach Central-Brasilien reisen und mich als Filet schmoren lassen. Um mich nicht weiter den Excessen seiner ausschweifenden Phantasie auszusetzen, verließ ich schleunigst das Haus. Ihr wußtet ja nicht, daß nur meine tiefe Erregung mich weggejagt hatte. Ich wäre unfähig gewesen, auch nur eine geordnete klare Zeile zu schreiben und ihr unbefangen gegenüberzutreten. So log ich mich davon und bat die heilige Wissenschaft um Verzeihung dafür, daß ich sie zu meinen Schwindeleien benutzte.

Die Frühlingssonne fing mählich an, die hohen schwärzlichen Schneehügel, die zu beiden Seiten die Straßendämme ein-

schlossen, wegzuschmelzen. Das Trottoir war schmutzig und naß, und von allen Dächern tropfte das Thauwasser hernieder. In der milden Luft lag kaum wahrnehmbar schon ein leiser Duft, als hätten sich irgendwo ein paar Blüthen früher erschlossen. In den Gärten der Potsdamerstraße standen Gärtnerburschen, lösten die schützenden Strohwische von den Rosenstöcken und ackerten die feuchte schwarze Erde um; die Kuppen an den Gartengittern wurden von Schnee gereinigt und blank geputzt. Fast in jedem Stockwerk standen ein paar Fenster offen und ließen die feuchte warme Frühlingsluft herein, und in manchen lachten Dienstmädchen und schwangen die gelben Putzlappen.

Langsam bog ich in den Thiergarten ein. Noch lag hier und da auf den breiten Eichenästen fausthoher schmutziger Schnee gehäuft, auf den Wegen wechselten schwarze Pfützen mit Schneehaufen, und den Rasen deckte eine graue Masse von körnigem Eis. Aber an vielen Haselnußsträuchern hingen schon die grünen Kätzchen und schaukelten bedächtig

im Winde hin und her, und manchmal schien das Auge, wenn es durch das Gewirr der Sträucher schaute, einen feinen frühlingsgrünen Schleier wahrzunehmen. Schreiend flogen Spatzen durch die Luft, und hoch über mir ertönte der kreischende Ruf einer Krähe durch die abgeklärte Morgenluft.

... Sie hatte geweint, weil sie Dich vierzehn Tage lang nicht gesehen hatte! Wie mir das Herz aufging bei diesem Gedanken, ohne daß ich fühlte, wie grausam ich selbst war, wenn ich Freude empfand, wo sie litt. So war es ihr also ebenso ergangen, wie mir. So hatte sie sich ebenso nach mir gebangt, wie ich mich nach ihr gebangt hatte. Ich selber hatte mir eine Wartezeit von vierzehn Tagen gesetzt. Ich wußte, wann sie zu Ende gehen sollte. Sie aber, das arme kleine Ding, mußte jeden Morgen hoffen, mich wiederzusehen, um jeden Morgen sich mit schmerzlichen Lippen sagen zu müssen: „Er ist nicht da, er ist wieder ausgeblieben. Was habe ich ihm gethan, daß er mich so leiden läßt? Weiß er überhaupt, daß ich leide? Und wenn er

es weiß, auch warum? Und wenn er das weiß, auch wie tief? . . ."

Diese Gedanken machten mich weich. Du weißt, Schwesterlein, daß ich ein trotzköpfiger Junge war, aber als ich einmal vor Wut Deiner Lieblingspuppe mit einem Nagel die Augen eingestoßen, bin ich da nicht zu Dir gelaufen und habe geweint und Dich gebeten, wieder gut zu sein? So wollte ich Annie heute Abend auf der Straße erwarten, sie nach Haus bringen und sie um Verzeihung bitten.

Ich mußte sie erlangen; ich mußte sie fragen, warum sie gelitten. Ob meinetwillen?

Als ich Abends gegen neun Uhr nach Hause kam, waret Ihr Beide verstimmt, weil ich den ganzen Tag ausgeblieben. Ich wagte erst zaghaft auf die Bakaïri-Indianerinnen anzuspielen und behauptete dann, ein paar Freunde aus Königsberg hätten mich im Lesesaal der Königlichen Bibliothek getroffen und mich nicht losgelassen. Meine Ausrede fand jedoch keine Spur von Gnade. Walther sprach den Verdacht aus, die Bakaïri gebe es über-

haupt nicht. Als ich aber entrüstet ein paar hervorragende Werke über diesen Stamm aufzählte, änderte er seinen Angriff und meinte, wenn diese schwarzen Weibsbilder wüßten, daß sich ein leidlich anständiger Mensch in Berlin so sehr um sie kümmere, würden sie ihm zu Ehren ein paar Menschen schlachten und ein Kriegsgeheul ausstoßen.

„Hugh" warf Hans mit stolzer Kenntniß ein, und ein unauslöschliches Gelächter belohnte dieses Wort. Also der Junge las auch schon Indianerschmöker!

An diesem Tage hatte ich Annie zum ersten Mal nach Hause gebracht. Dieser 28. März lebt in meinem Gedächtnis in ewiger Jugend fort. Das ist das Große und Gute an unserer Menschenbrust, daß wir das bischen Glück rein in uns bewahren und es nicht übermalen lassen durch die dunklen Farben des Leides. So geht es mir auch mit Dir, Schwesterlein. Ob Du mir früher die Ohren fast abgerissen hast, wenn ich Deine kleine Küche mit einem Ruck umgeworfen, ich weiß nichts mehr von dem, was Du Schlimmes dem Knaben

zugefügt hast, nur das bewahre ich in bewegter Brust, was an Liebe, Güte und Segen von Dir ausging . . .

In dem gegenüberliegenden dunklen Flur eines Hauses wartete ich um halb sechs Uhr auf den Augenblick, in dem sie das Bureau verließ. Punkt ein halb sechs Uhr erschienen die beiden Schreiberjungen auf der dunklen Straße, ein paar Minuten später trat Weber aus dem Hause und schlug den Weg zum Canal ein; endlich erschien sie selbst, um eiligst die Linkstraße der Potsdamerstraße zu hinaufzutrippeln. Wie ein Dieb schlich ich im Dunkel der Häuser entlang und erspähte an der Ecke den Augenblick, in dem sie die Pferdebahn bestieg, die sie nach Schöneberg entführen sollte. Ich wartete, bis sie im Wagen verschwunden war, bis er sich in Bewegung gesetzt hatte. Dann ein paar Eilsätze, ein Sprung, und ich war in dem Wagen, in dem sie saß. Der Himmel hatte Mitleid mit dem Verliebten, denn an ihrer Seite waren noch zwei Plätze frei. Ich begrüßte sie, indem ich respectvoll den Hut zog, und reichte ihr die Rechte. Am liebsten hätte ich

ihre kleine Hand nicht mehr losgelassen; warm floß es zwischen uns hin und her, bis sie errötend ihre Finger aus der Umklammerung zog. Ich sprach eindringlich und bestimmt in sie hinein, und sie hörte, das Köpfchen gesenkt, mit jenem unbestimmten Lächeln zu, das mir Mut einflößte.

„Ich habe Sie unten erwartet!"

Sie sah überrascht auf, und unsere Augen grüßten sich dankbar und still.

„Das haben Sie nicht geahnt?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich mußte Sie nach der Scene von heute früh sprechen, Fräulein Kühn," fuhr ich innig fort, „ich habe viel auf dem Herzen."

Das Rasseln des Wagens verschlang ihre leise Antwort, und ich schwieg auch. Nur enger rückte ich an ihre Seite, daß mein linker Arm ganz auf ihrem rechten lag und es mich warm durchlief. Ich spürte ihre Nähe mit beglücktem Gefühl, und wenn ich den Kopf ein wenig nach links wandte, begegnete ich immer wieder ihren Blicken, die jetzt mit dem Ausdruck tiefster Zärtlichkeit auf mir ruhten. Ich

lächelte dann still vor mich hin wie Einer, der in der Dämmerung glückseligen Gedanken nachhängt.

In Schöneberg hielt der Wagen an. Ich stieg zuerst hinaus und streckte ihr beide Hände entgegen, damit sie nicht falle. Sie achtete ihrer nicht und sprang mit einem Satze die Stufen hinunter. Ohne ein Wort zu sprechen, legte ich ihren linken Arm in meinen rechten. Sie duldete es, und stillschweigend gingen wir wie ein junges Paar nebeneinander her. Endlich hub ich zu reden an:

„Wollen Sie mir eine Freude bereiten?"

„Gern, Herr Referendar!"

„Ach lassen Sie doch den ‚Referendar'. Ich heiße Erich Günthert, oder kürzer Erich! Wozu hat man denn einen Vornamen?" Als sie schwieg, fragte ich, wie sie zu Hause genannt würde. „Annie sagt meine Mama," entgegnete sie sanft.

„Also, Fräulein Annie," fuhr ich kühn fort. „Ich muß Ihnen mein Benehmen in den letzten Tagen erklären. Aber ich kann das hier nicht auf offener Straße, kommen Sie mit in eine nahe Conditorei."

Sie zog mit einem Ruck ihren Arm aus dem meinen und blieb stehen. „Ich bitte Sie, ich beschwöre Sie, gehen Sie mit. Nur zehn Minuten will ich mit Ihnen sprechen und artig sein wie ein folgsames Kind!“

Ich mußte wohl eindringlich geredet haben, denn sie sah mich mit ganz eigenen Augen an und legte ihren Arm jetzt von selbst in den meinen. Ich preßte ihn so stark, daß sie leise klagte: „Sie thun mir weh!“

„Wie könnte ich das wollen, Annie!“ und küßte wie zur Buße mitten auf der Straße ihre beiden Hände.

Bald saß sie an meiner Seite in einer kleinen ungestörten Conditorei. Mein rechter Arm lag auf der Lehne des rothen Sophas, und wenn sie sich zurückbog, dann ruhte er fest um ihre Schultern. Und nun gestand ich ihr Alles, was mich in den letzten Wochen bewegt. Mit gesenktem Kopfe horchte sie, und ab und zu glitt ein Seitenblick so voller Glückseligkeit und innerem Leuchten über mich hin, daß ich an mich halten mußte, um sie nicht hier in dem

kleinen Hinterstübchen in meine Arme zu schließen.

„Sehen Sie, Annie," schloß ich, und sah ihr tief in die Augen. „Ihr einziges Wort „gräßlich" war schuld daran. Gewiß, es war nur ein Scherz . . ."

„Nichts weiter, Herr Günthert," erwiderte sie innig. „Ich habe mich alle Tage gefragt: „Was habe ich Ihnen nur gethan?" Und habe mir den Kopf zergrübelt und wußte doch nicht, weshalb Sie mir zürnen."

„Aber nun bin ich ja zufrieden, Annie, und nicht wahr, wir thun uns nichts mehr zu Leide. Und wenn ich jetzt alle Morgen zu Ihnen ins Zimmer trete, so reichen Sie mir die Hand. Und wenn dann zufällig ein paar Lippen sich darauf pressen, nicht wahr, darüber können Sie mir nicht böse sein! Eine größere Huldigung weiß ich nicht, und ich möchte doch jeden Morgen Ihnen zeigen, wie ich an Sie denke und was ich für Sie empfinde."

Ich legte meinen Arm um ihre Schultern, um sie an mich heranzuziehen, aber mit einer Kraft, die ich den kleinen

Händen nicht zugetraut hatte, wehrte sie mich ab und bog den Kopf zurück. „Was soll das? Ich bitte Sie, nicht doch!“ flehte sie, und vor ihren bittenden Augen ließ ich den Arm sinken. Verletzt wandte sie sich um, und ich ergriff, um sie zu versöhnen, ihre schlaff herabhängende linke Hand und küßte sie inbrünstig. Als ich sie dann gegen meine Augen führte, drehte sie sich um und ihre Blicke dankten mir für die stumme Hochachtung, die in meiner Bewegung lag. Als jetzt ihre beiden Hände auf der kühlen Marmorplatte des Tisches ruhten, legte ich meine linke Wange auf sie und verharrte so eine Minute lang in dieser glücklichen Lage. Dann zog sie die rechte Hand hervor und streichelte mein Haar.

„O Du . . .“ murmelte ich. Da fing ihre Hand zu zittern an.

Wie soll ich sagen, wie wir Beide nach Hause gingen! Wer in solcher Stunde sich jeder Einzelheit erinnert, bei dem war das Gefühl noch nicht tief genug, und andere Gedanken wohnten noch neben seiner verliebten Empfindung.

Wie im Halbschlaf gingen wir Beide durch die Straßen. Kaum daß wir ein paar armselige Worte fanden, dem Anderen etwas recht Liebes zu sagen. Auf jeden Stein machte ich sie aufmerksam, damit sie nicht falle, über jeden Schneehaufen wollte ich sie hinwegheben, und vor einer Pfütze standen wir nachdenklich still, weil sich der volle Mond so drollig darin spiegelte. Nicht mehr Arm in Arm, sondern Hand in Hand gingen wir einher, selige Kinder des Glücks, und unsere Finger verschmolzen in eins, als fürchteten wir uns, einander zu verlieren. Manchmal führte ich ihre Linke an meine Lippen, und ich konnte nicht satt werden, diese kühlen, feinen Finger zu küssen, die in meiner großen Hand fast verschwanden.

Unweit von ihrem Hause machten wir Halt. Obschon ich flehte, wie nur ein Verliebter flehen kann, bot sie mir nicht die Lippen dar. Aber die Art, wie sie mir beide Hände entgegenstreckte und gegen meine Lippen legte, das Lachen der leuchtenden, fröhlichen Augen waren mir Lohn genug.

Ich stand da und sah ihrer zierlichen Gestalt nach. Einmal drehte sie sich um, und ich schwenkte meinen Hut, als wären wir Beide nur allein auf der Welt. Und obgleich sie schon längst in ihrem Hause verschwunden war, stand ich noch immer da und hielt den Hut in der Hand . . .

* * *

Wenn ich aus meinen Erinnerungen die nächsten Wochen wieder hervorzaubere und wenn ich mich frage, wann war dein Liebesglück am reinsten, so tauchen langsam jene stillen Stunden auf, in denen ich allein mit ihr an meinem Schreibtisch saß und ihr ein Actenstück vorlas, mit dessen Wortlaut sie ihre Copie vergleichen mußte. Ich trug dann eine Klage-Zustellung, eine Erwiderung, eine Begründung mit einer Inbrunst und einer Wärme des Gefühls vor, als wären es zarte Geibel'sche Gedichte. Wenn dem Angeklagten der Schutz des § 193 des Strafgesetzbuches zugebilligt wurde, zitterte meine Stimme und überschlug sich, so daß sie von ihrem Sitz

aufsah und ihr Blick in den meinen versank; wenn ich darlegte, daß die Beleidigung des Herrn Lehmann („Lump") und die des Herrn Neumann („gemeiner Mensch") sich nahezu compensirten, dann war ich verwirrt, als hätte ich das Todesurtheil für einen Raubmörder zu entwerfen, und vollends erregt und nervös wurde ich, wenn sie höchst wichtige Thatsachen verwechselt hatte. Dann sprang ich vom Stuhl und rief gereizt:

„Aber, Fräulein Kühn, wo haben Sie Ihre Gedanken? Sie haben ja die wichtigsten Dinge verwechselt. Nicht der Kläger p. p. Lehmann hat ‚gemeiner Mensch' gesagt, sondern der p. p. Neumann!"

Dann pflegte sie den Kopf langsam zu erheben und mich anzuschauen. Wenn in der Sterbestunde der Engel des Todes solch einen Blick hat, dann muß es Gnade sein, sterben zu können, und die Verdammten der Hölle, die um solcher Augen willen gefrevelt haben, müssen alle Schauer des ewigen Feuers dankbar lächelnd ertragen — .

Ich setzte mich dann ruhig hin, und kein Laut ging von mir zu ihr hinüber.

Nur unsere Augen redeten still und selig, und unsere Blicke hakten sich in einander fest, als könnte Keiner sie auseinander reißen. Dann beugte ich meinen Kopf ein wenig hinüber, so daß unsere Augen sich noch näher kamen, ein leichtes Lächeln flatterte um ihre Mundwinkel, um sich dann auf den meinigen auszuruhen. Eine feine Röthe stieg in ihr Gesicht, und ich lächelte, wie wenn ich etwas Liebes gehört.

Der Augenblick ist köstlich, in dem zwei Männerlippen die reichen Worte finden: „Ich liebe Dich!“ Köstlicher sind aber die Stunden vorher, in denen die Augen und die Lippen ungehört sprechen, in denen der Mund keine Worte wagt, und die Stille die köstlichste Rede der Verliebten bildet.

Mein ganzes Herz neigte sich ihr in solchen Augenblicken zu. Ich hätte aufspringen mögen, um, wie ich es bei meiner Mutter gethan, ihre beiden feinen, weißen Hände an meine Stirn und meine Augen zu legen und um ihr dann zu sagen: „Siehst Du denn nicht, wie ich Dich liebe? Soll ich den Saum

Deines Kleides küssen, ich will es freudigen Herzens thun. Soll ich Deine Füße in meine Hände nehmen und Dich tragen, wohin Du willst, in ein stilles Brautgemach, in ein Land mit fremden Blüthen und seltenen Düften, ich will es thun. Soll ich Dich in blaue Sammetkleider oder in rothe Seide kleiden, ich will es thun. Doch willst Du nichts als mich allein mit meinen Grillen und Träumen, mit meiner Arbeit über das Mutterrecht und dem Strafgesetzbuch, liebe Seele, dann möchte ich Dich zu Tode küssen, doch nein, nur halb zu Tode, damit Du wieder Leben gewinnen kannst und ich auf's Neue wieder beginnen darf, Dich mit Küssen zu überschütten, wie ein Kind, das unter einem erblühten Apfelbaum sitzt und über das der Wind immerzu weiße Blüthenblätter schleudert.

Ihre Blicke waren nie so sanft und tief, wie in diesen Stunden. Wenn sie sagte: „Verzeihen Sie, ich habe es falsch verstanden!", so warf ich rasch ein: „O, vielleicht habe ich es falsch dictirt!". Wenn sie sagte: „Sie lesen zu rasch!", hörte ich auf und las, als ob

ich aus einer Fibel buchstabirte, und wenn sie dann rief: „Nein, so habe ich es nicht gemeint,“ dann jagte ich wieder mit den Sätzen, daß sie nach einigen Minuten erschöpft inne hielt und klagte: „Jetzt geht es wieder zu schnell! Ich glaube, Sie machen sich lustig über mich!“. „Ich lustig über Sie?“ rief ich und beugte meinen Kopf dicht vor den ihren. Und sie hielt meinen langen Blick aus; von ihren unergründlich blauen Augen schwebte es heiß und leuchtend in die meinen über, und ich mußte meine ganze Kraft zusammennehmen, um nicht ihren Kopf hintenüber in den Nacken zu biegen und sie zu küssen. Aber unsere Augen sprachen still ihre geheimnißschwere Sprache weiter. „O Du, Du, Du . .“ redeten die meinen, und die ihren antworteten: „Du Lieber, Du Guter.“

* * *

Aber ich war noch nicht am Ziel. Noch hatte ich kein Geständniß von ihren Lippen vernommen, und noch athmete ihr Wesen eine Zurückhaltung, die meiner Leidenschaft nur ein noch tieferes Strom-

bett grub. Am nächsten Tage, — es war ein Sonnabend, — mied sie mich sichtlich; aber beglückt und dankbar, sah ich darin nur eine mädchenhafte Scheu, die sich schämte, nach der gestrigen köstlichen Stunde mir zu begegnen. Aber Nachmittags, als ich allein mit ihr war, bat ich sie, mir den Sonntag Abend zu widmen. Erschrocken blickte sie mich an. Sie schien sich vor mir zu fürchten; ich aber ergriff wieder ihre beiden Hände und führte sie an meine Lippen, respectvoll, wie man es mit den Fingern einer Fürstin thut, und diese stumme Huldigung zauberte wieder ihr altes Lächeln auf ihr Gesicht, das mir als zustimmende Antwort gelten konnte.

„Nicht wahr, Sie kommen mit in's Theater? Dort sind tausend Menschen, mit zweitausend Augen und zweitausend Ohren. Die müssen mich doch zwingen, ganz still und artig zu Ihnen zu sein. Also, nicht wahr, ich kann Sie im Foyer des Schiller-Theaters erwarten? Um sieben Uhr?"

Sie nickte erröthend, und ich schloß die Thür zwischen uns zu, gleichsam, um

mir selber auf ein paar Stunden mein Glück zu verschließen, wie ein geübter Weinkenner, der von seiner besten Marke nur ab und zu schlürft. —

Das war ein echter Berliner Frühlingstag, ein Tag, der sich ganz gut von October an bis Ende März hätte austoben können, und nicht am Anfang des Frühlings. Ein heftiger Schneesturm bedeckte die Straßen innerhalb einer Stunde tief mit weißen Flocken, und der starke Nordwind stieß gegen die Häuser, daß jedes Fenster klirrte und die Thüren donnernd zufielen. Die eben weggehängten Pelze wurden hervorgeholt, und in einem solchen erschien Annie im Foyer.

Wie schön sie aussah! Der weite blaue mit Pelz gefütterte Mantel umhüllte ihre ganze Gestalt, und nur das blonde Köpfchen schaute kindlich aus der weiten Hülle heraus. Unbekümmert um das Erstaunen der herumstehenden Leute griff ich unter den Mantel nach ihren Händen, um sie zu küssen. Sie aber hielt sie diesmal selber fest, und so genoß ich schweigend die warme Nähe ihres jungen Körpers.

Ich weiß heute, warum verliebte Paare oder Brautleute so gern in's Theater gehen und warum sie das dankbarste Publicum bilden. Das naivste Stück, die größte Harmlosigkeit, die unbegreiflichste Unbedeutendheit findet in diesen jungen, nur von sich erfüllten Herzen die wärmste Theilnahme.

Ich hätte an diesem Tage schwören mögen, daß Moser's „Krieg im Frieden" das bedeutendste Lustspiel aller Zeiten war. Ich weiß zwar nicht mehr, wer mitgespielt, welchen Inhalt das Stück hat; keine Scene ist in meinem Gedächtniß geblieben, nicht eine Decoration und nicht ein Scherzwort. Ich weiß nur, es ist das bedeutendste Lustspiel aller Zeiten, obschon ich nichts mehr von ihm behalten habe.

Daran war ein kleines blondes Ding schuld. Dessen Sonnenhaar hatte meinen Verstand verwirrt. Dessen linker Arm lag in meinem rechten, und unsere Hände ließen nicht von einander. Schulter an Schulter saßen wir, und Keiner wagte sich zu rühren. So oft ich den Blick wandte, begegnete ich ihren leuchtenden Augen, und ob ich vorwärts oder rück-

wärts schaute, immer fühlte ich denselben stillen tiefen Blick, bis ich es schließlich aufgab, dem Gang des Stückes zu folgen. Wenn sie lachte, lachte ich mit, und wenn sie klaschen wollte, nahm ich ihre Händchen zwischen die meinigen und schlug sie sanft. Als der erste Act zu Ende war und die Zuschauer in den Restaurationssaal eilten, ließen wir uns von der Menschenmenge langsam mitschieben. Sie ging vor mir her, da kein Raum war, um neben einander wandeln zu können, und um sie in dem Gedränge festzuhalten, legte ich beide Arme um ihre Taille, daß ihr schmaler Körper fest vor dem meinen ruhte. Sie machte einen Versuch, meine Hände zu lösen, aber nur ganz schwach, und endlich duldete sie es. Da beugte ich mich nieder zu ihr und flüsterte ihr zu: „Ich hab' Dich lieb, mein Blondkopf, und wenn Du mich deswegen fliehst, thue es nur! Mit beiden Armen halte ich Dich fest. Geh' doch, Lieb!“ Sie aber ging nicht, sondern blieb stehen. Ich fühlte, wie sie am ganzen Leibe zitterte. Und als ich ihr wieder in's Ohr murmelte: „Hast Du mich lieb, wie ich

Dich?", da bog sie den Kopf zurück, daß er auf meinen Schultern lag, sah mich an und flüsterte ein paar Worte. Ich hörte in dem Gewirr der Stimmen nur das leise: „Du, Du . . ."

Während ich Dir das schreibe, meine geliebte Schwester, zittert mir das Herz. Wieder fühle ich, wie sie an meiner Brust ruht, den Kopf zurückgewandt zu dem Hinterherschreitenden, und meine Hände schlingen sich sanft um ihre schmale Taille. Bei der Erinnerung an diese Seligkeit fängt mein Herz jetzt wieder zu beben an, und ich weiß, die Sehnsucht nach dieser Minute wird lange nachzittern, wenn Alles längst in mir vergrollt ist, jede Lust und jeder Schmerz, jeder Haß und jede Verachtung.

Die Heimfahrt im Wagen war die Erfüllung des Abends. An meiner Brust ruhte ihr Köpfchen, und meine Arme wanden sich um ihre Gestalt, um sie nicht loszulassen während der ganzen Fahrt. Meine irren Liebesworte verschlang das Gepolter des Wagens, nur was heimlich sich abspielte zwischen Lippen, die verwirrte Liebkosungen flüsterten, und kleinen feinen Ohren, die Alles glückselig auf-

sogen, fand den Weg vom Herzen zum Herzen. Und während sie wie ein ermüdetes Kind an meiner Schulter lag, gestand ich ihr meine Leidenschaft und erzählte ihr, wie sie gewachsen von Tag zu Tag, von Woche zu Woche. Als ich ihr lachend beichtete, daß sie mich beim ersten Male in eine sonderbare Unruhe versetzt, hob sie verblüfft den Kopf:

„Du auch, Erich! Als ich Dich zum ersten Mal gesehen habe, habe ich nachher zu meiner Schwester Kläre gesagt: ‚Weißt Du, der hat so große traurige Augen. Da muß man sich in Acht nehmen!‘"

Ich lachte über ihre Naivetät und küßte ihr die beiden Wangen. Dann saßen wir, fest umschlungen, schweigend im Wagen. Zu beiden Seiten der Potsdamerstraße lag der Schnee hoch aufgethürmt; noch immer hielt das Schneegestöber an, und der Wagen knirschte förmlich, als fahre er über groben Sand. Langsam glitt meine Hand an ihrem Mantel herauf und streichelte ihr das Gesicht.

„Wie kalt ist Deine Hand, Erich!" flüsterte sie. Damit öffnete sie ihren

Mantel und legte meine kalte Rechte zwischen ihre Hände in ihren Schoß.

„Wie gut Du bist!“ dankte ich ihr. „Lieb, ist es Dir recht, wenn wir an der Großgörschenstraße aussteigen und den Rest des Weges zu Fuß machen?“

Sie klatschte in die Hände. „Ach ja!“

„Ei, Du fürchtest Dich wohl, mit mir zusammen im Wagen zu sitzen?“

„Nein, aber ich gehe gern an Deiner Seite.“

„Eigentlich solltest Du Dich doch ein wenig fürchten. Sieh mal, wenn ich Dich nun jetzt in meine Arme nähme und Dich todt küßte? Du müßtest stillhalten, Du schwaches Ding.“

„Und wenn ich gern still hielte?“

„Annie!“ jubelte ich und umschlang sie fester. „Lieb, ich habe Dich immer geküßt. Jetzt komme Du zu mir und küsse mich einmal selber.“ Damit zog ich mich lächelnd in eine Wagenecke zurück. Aber schon war sie bei mir, und schon lag ihr Gesicht auf dem meinen. Mir verging fast der Athem. Das war kein Küssen mehr. Das war ein gieriges

Trinken der Seele, das war die Noth von Verdürstenden, ein Umwinden und Ringen wie von Verschmachtenden. „Laß mich!" rief sie. „Du bist ungezogen. So nicht, so nicht. Du thust mir weh!"

Und wie in tiefer Scham legte sie sich in die andere Wagenecke zurück.

Ich selber war auf mich böse. „Verzeih mir, Lieb, aber ich verspreche Dir, Dich nicht mehr zu berühren, bis wir angekommen sind." Da lachte sie ganz leise. „Ja Du!" klang es gedehnt, „Du kannst es, das weiß ich; Du kannst vierzehn Tage fortbleiben, aber ich, Erich?" Damit saß sie wieder an meiner Seite. „Ich halte es nicht aus, so stumm in der Ecke zu sitzen und Du in der anderen. Nicht wahr, ich bin eigentlich viel unartiger als Du. Ich glaube, so lieb wie ich Dich habe, kannst Du mich nicht haben!" seufzte sie und sah mir von unten herauf in das Gesicht. Statt aller Antwort küßte ich inbrünstig ihre lieben blauen Augen. Nie waren sie mir so tief und unergründlich erschienen wie in dieser so winzigen und so reichen Stunde.

An der Großgörschenstraße stiegen wir aus und wanderten seligen Herzens durch den Schnee. Ihre Linke konnte sie mir nicht reichen, da ihr weiter Pelzumhang beide Hände verbarg, und so legte ich meinen rechten Arm um ihren Leib und sie drückte sich so fest an mich, als wollte sie sich in mich verkriechen. Auf ihrem Gesichtchen lag ein eigener Glanz.

Am Ende der Hauptstraße von Schöneberg liegt rechts ein Kirchhof. An diesem mußten wir vorbei. Als wir an seinem Gitter entlang gingen, hielt sie einen Augenblick inne. „Hier ruht mein Papa!" Ich küßte ihre Stirn statt jeder Antwort. Regungslos schaute sie auf die weite Flucht der Grabsteine, die im Mondlicht gespenstisch schimmerten, und auf die endlose Reihe von Gräbern, auf die der Schnee eine leuchtendweiße Decke gelegt hatte. Der Wind bog die Fliederbäume und Trauerweiden krachend auf und nieder, und Nachtvögel huschten mit ängstlichem Geschrei durch die dunkle Luft. Fröstelnd zog sie den Mantel enger um den Leib und ging weiter. „Papa hat's gut!" seufzte sie.

„Aber Lieb, hast Du's denn zu Hause so schlecht?"

„Ach, wenn ich doch fort könnte!" schrie es fast aus ihrem Mund. Erschrocken legte ich beide Arme um ihre Schultern. Da fing sie bitterlich an zu weinen.

* * *

Wenn der Mai kommt, geht ein Lachen durch die ganze Welt. Aber uns Beiden war zu Muthe, als finge dieses Lachen gerade bei uns an, um sich dann in die Lüfte zu schwingen und bei allen guten Menschen Halt zu machen. Zuerst erstaunte Walther über den ungeheuren Fleiß, den ich entwickelte. Ich war der Erste im Bureau und schloß als Letzter die Thür hinter Annie zu. Dann kamst Du heran, mein Schwesterlein. Dir ließ ich zum Geburtstage ein Oelbild unserer Mutter von einem Freunde malen, dem ich das kleine Medaillonbild von ihr gab. Als es in dunklem Eichenrahmen Vormittags bei Dir ankam, liefest Du zu mir in's Arbeitszimmer, küßtest mich ab und riefest in einem fort: „Mein Junge, mein Junge. Das kannst Du

nur, nur Du mit Deinem goldigen Herzen!“ Stolz war ich auf Deine Worte, Schwester, aber nicht, weil ich sie verdient hatte, sondern weil sie Annie im Nebenzimmer hören mußte, von der die Idee herrührte. Ich wäre nie darauf gekommen! Wenn man wissen will, wie man irgend Jemandem etwas Liebes erweisen kann, so frage man nur ein geliebtes Wesen.

Hans konnte den Frack noch nicht vergessen und wollte zum Entsetzen seiner Mama Coupletsänger werden, aber ich vermochte ihn umzustimmen, als ich ihm für seine bevorstehende Sommerreise einen Matrosenanzug versprach. Das warf natürlich seine Zukunftspläne über den Haufen, und nun wollte er Capitän werden, um in Mozambique arme Neger aus den Händen blutgieriger Sklavenhändler zu befreien. (Der Junge mußte trotz unseres Verbotes schon wieder Indianerschmöker gelesen haben!) Die kleine Else hatte damals ungeahnte Fähigkeiten in mir geweckt. Mit beispielloser Langmut konnte ich der Leidensgeschichte ihrer Puppe Miezi zuhören und geruhte, die fragwürdigen Gerichte ihrer kleinen

Puppenküche zu kosten. Meistens schmeckten sie wie Sand. Ich kam mir ihr gegenüber vor wie ein junger Vater und hatte überhaupt die Empfindung, als ob mich Kinder jetzt noch mehr interessirten als früher. Vielleicht ruht schon in der Zuneigung zu einem weiblichen Wesen ganz im Hintergrunde der Seele ein väterhaftes Gefühl, das sich in der Langmut Kindern gegenüber äußert. Ich sprach das einmal ganz naiv vor Annie aus. Sie errötete und schien mich nicht verstehen zu wollen.

Das Köstlichste an unserer Liebe war die Heimlichkeit. Weder Du noch Dein Mann noch einer im Bureau argwöhnte Etwas. Das kam, ich spielte vortrefflich Komödie. Nicht selten ereiferte ich mich irgend eines Kommas wegen, das Fräulein Kühn aus einer Copie weggelassen hatte, und forderte sie streng auf, doch besser aufzupassen. In Gegenwart Walther's rügte ich manches Mal, daß die Linien der Schreibmaschinenschrift zu eng aufeinander stießen, so daß sie sich gegenseitig zu ersticken drohten. Und eines Mittags behauptete Walther allen Ernstes

ich sei unausstehlich grob zu dem kleinen Mädchen. Sie erfülle gewissenhaft ihre Pflicht, nur ich hätte immer Etwas zu bemängeln. Ich hielt die Zeitung vor das Gesicht, um ihm nicht in die Augen zu lachen, vertheidigte mich aber scheinbar eifrig damit, daß Fräulein Kühn nicht so arbeite, wie man es nach der Lage der Dinge . . . in Folge der Erwartung . . . in Anbetracht dessen . . . Zum Glück brauchte ich diesen schrecklichen Satz nicht zu vollenden — was ich auch gar nicht fertig bekommen hätte — denn Hans, der Prachtbengel, warf gerade zur rechten Zeit ein Glas Rothwein um. Sofort schlug ich mich als dankbarer Freund auf seine Seite und behauptete, Shelli hätte an das Tischbein gestoßen. Der unschuldige Uebelthäter wurde zur Thür hinausgejagt.

Wenn wir allein waren, vergingen kaum zehn Minuten, ohne daß wir uns in die Augen geguckt hätten. Entweder mußte ich prüfen, ob die Schreibmaschine noch in Ordnung war, und verfehlte nie, meine Prüfung auf ein paar rothe Lippen und ein paar weiße Hände auszudehnen,

oder sie holte sich eine Feder, einen Bleistift, ein Löschblatt, um sich über mich herabzubeugen und mir den Hals und das Haar zu küssen. Hatte sie an Weber eine Frage zu richten und huschte sie vorbei an mir, so genügte ein Blick, ein Händedruck, eine Berührung des Kleides, und wir lachten einander zu. Wenn sie hinter dem Alten stand und mir Beide eine Copie vorlegten, dann wanderten unsere Blicke heimlich über seinen Graukopf hinweg, und der Gute ahnte nicht, daß über seinem spärlichen Scheitel ein paar blaue und ein paar braune Augen zärtlich mit einander sprachen. Wenn er mich auf einen Irrthum aufmerksam machte und triumphirend aus der Gewerbeordnung § 73 vorlas: „Die Bäcker oder die Verkäufer von Backwaaren können durch die Ortspolizeibehörde angehalten werden u. s. w." . . da suchte ich hinter seinem Rücken ihre Hand zu ergreifen oder ihr Kleid zu berühren, während ich lächelnd und nur mit halbem Ohr die Worte hörte: „Na ja, es kann ja vorkommen. Ich arbeite ja auch schon dreißig im practischen Läben!"

Auf Verabredung kam sie Morgens manches Mal fünf Minuten zu früh oder ging einige Minuten später fort. Kein Liebender der Welt hätte diese karge köstliche Zeit besser auszunutzen verstanden, als wir, denn die ganze Gluth tagelang zurückgehaltener Leidenschaft schäumte in dieser kurzen Spanne Zeit so über, daß sie mich immer wegstieß, um dann fast betäubt wieder meine Lippen zu suchen. Oder sie kauerte sich an meinen Schreibtisch nieder, mir zu Füßen. Mein rechter Arm legte sich um ihre Schulter, die Hand streichelte ihr weißes Gesichtchen, und meine Blicke ruhten träumerisch auf dem goldenen Haar, das an meiner Seite ruhte. Ich wurde nicht müde, es zu liebkosen, und legte meinen Kopf sanft an den ihren. Wenn ich leise rieth: „Willst Du nicht aufstehen, Annie? Es thut Dir doch weh!" dann hauchte sie: „Nein, Liebling, ich sitze so am liebsten bei Dir." Kein Laut ging dann durch das Zimmer, als das Klopfen unserer Herzen und das Schlagen der Wanduhr. Kopf an Kopf gelehnt saßen wir da, bis das Knarren einer Thür sie in ihr Zimmer jagte.

Ende Mai bekam ich eine große Locke aus ihrem prächtigen Haar. Aber nur unter Schmerzen hatte sie sich von ihr befreit. Wenn von ihren Schmerzen die Rede ist, Schwesterlein, wer konnte anders der Urheber sein, als ich? Ich stand neben ihr an der Schreibmaschine und dictirte ihr einen Brief. Da bückte ich mich über sie und legte ihren Kopf an meine Brust. Ein paar Secunden lang hielt sie still, dann ging nebenan die Thür auf, und sie riß ihren Kopf zurück, indeß ich ruhig weiter dictirte. Weber war es, der Acten hereinbrachte. Unglücklicherweise hatte sich ein Knopf meiner Joppe in ihr Haar gedrängt, und da es hinten in einen Knoten fest zusammengebunden war, riß sich bei dem Ruck eine glänzende Strähne los und hing ihr über den Hals herab. Sie verzog schmerzhaft das Gesicht, lachte mich aber beruhigend an, als ich meine ganze Sündhaftigkeit und die Unschuld meiner Joppe betheuerte.

„Du, die muß man auf den Ofen werfen!" sagte sie und rollte das sonnige Haar um den Zeigefinger, „dann wachsen sie wieder."

„Das ist ja Aberglaube, Schatz! Schenke mir die Locke!“

„Ach, Du machst Dir nichts daraus!“

„Lieb . . .“

„Da hast Du sie! Wenn ich aber wüßte, daß Du sie nicht gut aufhebst, dann könnte ich Dich umbringen!“ lachte sie.

„Was für schönes Haar Du hast!“

„Wirklich? Weißt Du, früher mochte ich es nicht leiden, seitdem ich aber weiß, daß Du es gerne hast, mag ich es auch ganz gerne!“

Wie lieb das klang!

„Als Kind haben sie mich immer „Weißkopf“ gerufen. Und einmal hat mir ein Mädchen gesagt, ich soll Theer nehmen. Da habe ich meine Haare angestrichen und vierzehn Tage lang durfte ich mich nicht auf der Straße sehen lassen, so abscheulich sah mein Kopf danach aus! Und dann habe ich mir einmal als Kind gedacht: Wenn ich Abends den lieben Gott so recht, recht sehr bitte, mir schwarzes Haar zu geben, dann muß er es doch thun! Und so habe ich eines Abends immer nur zu dem lieben Gott

gebetet und steif und fest geglaubt, ich würde Morgens mit schwarzem Haar aufstehen. Kaum war es hell geworden, lief ich zum Spiegel. Aber es war nichts! Ich hatte denselben Weißkopf Da hab' ich aber schrecklich geweint." ..

„Guck mal, Lieb!" sagte ich statt aller Antwort, rollte das Haar um meinen Finger und führte ihn an die Lippen Da legte sie ihren linken Arm um meinen Hals und küßte denselben Finger, den ich eben mit dem Munde berührt hatte.

* * *

Der Mai näherte sich seinem Ende, und da Hans einen sehr bedenklichen Husten bekam, zogt Ihr schon einen Monat früher auf Sommerwohnung, als sonst alljährlich. Genau am 1. Juni brachte Euch die Bahn nach Luckenwalde, und wenn ich auch jeden zweiten Tag meinen Schwager bei mir sehen sollte, so war ich doch jetzt unbedingt allein Herr der Wohnung und des Bureaus. Beim Gedanken an Annie lachte ich still. Nun brauchte ich nicht mehr zu fürchten, daß uns Walther überraschte, und aus dem

Händedruck, der verstohlen im Vorübergehen ausgetauscht wurde, machte ich in meiner Phantasie schon endlose Blicke und endlose Stunden lauschigsten Alleinseins. „Bummle nicht so viel!“ riefst Du mir noch aus dem Coupéfenster zu. „Die Woche höchstens sieben Mal,“ erklärte ich bescheiden. „Verliebe Dich nicht,“ rief Walther noch, und dann warf Else mir eine Kußhand zu, und fort brauste der Zug.

Mit dem Blicke eines Siegers, der von einem Schlachtfeld nach Hause kommt, betrat ich das Bureau als Herr und Gebieter. Pfeifend ging ich in mein Zimmer und zog meine Arbeitsjoppe an. Als ich in meine Tasche griff, zog ich einen Zettel heraus. „Denk an mich!“ stand mit großen Buchstaben darauf.

Das war ihre Handschrift.

Mit dem Zettel in der Hand schritt ich in ihr Zimmer. „Wenn ich nur an Dich denken soll, sobald ich diese Zeilen lese, dann mußt Du schon eine ganze Million Zettel vollschreiben.“

Sie lachte, und ich legte das Stückchen Papier zur Locke in meine Brusttasche.

„Ist denn meine Locke noch darin?“ fragte sie.

„Gewiß!“

„Oder hast Du sie fortgelegt? Gewiß zu den andern, die Du noch hast!“

„Ei, Du bist ja eifersüchtig, Annie!“ Ich lachte geschmeichelt.

„Nein!“ wehrte sie ab, „aber wer weiß, wie oft Du Dir schon Locken hast schenken lassen, und wie viel Du schon aufgehoben hast.“

Mich ärgerten ihre Worte, und brüsk bestätigte ich ihren Verdacht: „Gewiß, drei Dutzend mögen es sein. Aufgezogen habe ich sie wie Ringe, eine neben die andere. Nach Farben geordnet! Schwarze, braune, gelbe und so weiter! Deine Locke hat die Nr. 38. Du mußt nämlich wissen, ich numerire sie. Du bist Nr. 38.“

„Du bist gräßlich. Ich möchte Dich umbringen!“ flüsterte sie zornig und stampfte mit dem rechten Fuß auf, indeß ihr Gesicht sich röthete.

„Ei, Annie! So habe ich Dich ja noch nie gesehen. Also ein kleiner Trotzkopf! Weißt Du, daß wir dann schwer

mit einander auskommen werden? Zwei harte Steine mahlen nicht gut."

„Es war ja nicht so gemeint, Erich! Du legst jedes Wort gleich auf die Goldwaage! Aber," fuhr sie innig fort, „willst Du mir nicht auch eine Locke von Dir geben?"

„Wenn Du willst, gern!" erwiderte ich warm. Sie suchte ihre kleine Scheere, während ich mich auf ihren Stuhl setzte. Wie ein kleiner Knabe beim Barbier saß ich still und duldete, daß sie mir eine große, dunkelbraune Locke abschnitt, während ich ihren schlanken Leib mit beiden Armen umschlossen hielt. „Soll ich auch Deinen Schnurrbart abschneiden?"

„Um Gotteswillen, Du Ungeheuer, das Resultat einer vierundzwanzigjährigen Entwickelung!!"

Jetzt drehte ich den Spieß um und fragte, was sie mit meiner Locke wolle. Für ihre Collection sei eigentlich mein Haar zu schade. Hoffentlich hätte ich würdige Vorgänger und würdigere Nachfolger.

„Wie häßlich Du doch sprechen kannst, Erich!" sagte sie bekümmert und sah

durch's Fenster in den Himmel hinaus, von dem ein kleines blaues Viereck hereinlugte.

„Wieso?“ fuhr ich brutal fort. „Ich bin doch nicht der Erste, den Du liebst. Ich habe doch gewiß schon fremde Männer zu Vorgängern.“

„Und ich sicher fremde Weiber!“ warf sie erregt ein, und ihre Oberzähne preßten sich gereizt in die Unterlippe.

„Das gebe ich gerne zu, Annie. Aber Du wirst es gewiß leugnen. Ihr Mädchen liebt ja die Wahrheit so sehr!“

„Fremde Männer —, wie abscheulich das klingt. Ich hatte Niemanden so lieb wie Dich, und ich liebe Dich viel mehr, als Du mich, sonst könntest Du nicht so häßlich zu mir sprechen!“

„Nun?“ fragte ich und blieb grausam bei dem Thema.

„Was quälst Du mich denn so? Was willst Du denn wissen?“

„Wer die fremden Männer vor mir gewesen sind?“

„Ich sollte Dir eigentlich nicht auf diese Frage antworten. Aber es ist

vielleicht besser, daß Du es weißt. Ein Apotheker . . ."

„Aha, Giftmischer . . ." platzte ich dumm dazwischen.

„hat mich heirathen wollen. Ich hatte aber kein Vermögen. Und so wurde nichts daraus."

„Das that Dir wohl sehr leid?"

„Ich wollte so gerne von Hause fort!"

„Geliebt hast Du ihn nicht?"

„Nein; ich mochte ihn ganz gerne leiden, denn er war ein hübscher Mann!"

Ich starrte sie an. Diese Worte stimmten nicht zu dem Bilde, das sich in mir von ihr gebildet hatte.

„Du mußt sonderbare Begriffe von der Ehe haben!" rief ich mit fast heiserer Stimme. Sie sah mich groß an, und zum ersten Mal führte keine geheime Brücke von ihr zu mir. Sie schien mich nicht zu verstehen, denn sie schaute verwundert zu mir auf. Ich machte kurz Kehrt und schloß die Thür hinter mir zu.

Sie hatte ihn gern, weil er ein hübscher Mann war; sie ließ ihn gehen,

weil er sie nicht heirathen konnte! Das Erste war echt weiblich, das Letzte ungemein praktisch. Aber diese nüchterne praktische Manier that mir weh. Mußte ich nicht denken, daß sie auch mir gegenüber praktisch dachte und abwog, ob ich ein Heirathscandidat war oder nicht? Wird wirkliche Liebe rechnen? Wird ehrliche Zuneigung nur auf den Trauschein warten? Mußte die Ehe nicht kommen, wie die Frucht am Baume, ungewollt, unbeabsichtigt, lediglich einem Naturgesetz folgend? Was weiß ein Fruchtkorn von der Frucht, die es einst hervorbringen wird? Wer sagte mir, ob ihre Liebe zu mir nicht der Berechnung entsprang, daß ich ihr eines Tages mit meinem vollen Herzen auch den Reif in die schmale Hand legen würde?

So grübelte ich mich in einen Zorn hinein, der mich den ganzen Vormittag von ihr fern hielt. Punkt 12 Uhr verließ Weber mit den Schreibern das Bureau, um zu Tisch zu gehen, und ich wartete auf den Augenblick, in dem sie durch mein Zimmer schreiten mußte. Nicht ein Wort würde ich zu ihr sprechen,

nur unbeweglich am Fenster stehen und auf die Straße hinausschauen. Sie sollte es fühlen, daß sie mich getäuscht, daß ich eine Gretchen-Natur erwartet und eine nüchterne Berlinerin gefunden hatte . . .

Aber was war das? Sie kam nicht; kein Laut klang aus ihrem Zimmer; die Schreibmaschine blieb stumm. Da überfiel mich eine schwere Angst. Mit einem Ruck stieß ich die Thür auf . . . Da lag ihr Kopf auf dem Tisch, und das Haar floß aufgelöst über die Schultern.

„Was ist Dir, Lieb?"

Sie hob das Haupt und flüsterte, am ganzen Leibe zitternd: „Mir ist schrecklich unwohl!"

„Und da hast Du mich nicht gerufen?" schrie ich.

„Ich wollte nicht. Du warst so häßlich zu mir!"

Hoch empor hob ich die leichte Gestalt, beide Arme legten sich um meinen Hals, und kraftlos sank ihr Kopf auf meine Schulter. Ich bettete sie lang auf das Sopha und legte einen Mantel über ihre Füße und einen zweiten um ihre Arme.

Nur das Köpfchen schaute jetzt schneebleich aus der Umhüllung heraus, und die goldenen Haare flossen fessellos auf den schützenden Mantel. Langsam trank sie ein Glas Wasser, und mehr als ihre Lippen dankten mir ihre Augen. Dann setzte ich mich auf die Kante des Sophas, vorsichtig und bekümmert, und flüsterte weiche Worte der Liebe und des Glückes. Still hörte sie zu, dann zog sie die Arme unter dem Mantel hervor, und legte sie um meinen Hals. Ehe ich noch ein berauschtes Wort stammeln konnte, preßten sich ihre Lippen an die meinen, und in die Fluth ihrer duftenden Haare versank schwerathmend mein Gesicht . . .

* * *

Am Abend desselben Tages war ich im Gegensatz zu der wundervollen Nachmittagsstunde in trübseligster Stimmung. Ich war sehr unzufrieden mit mir und machte mir plötzlich Vorwürfe, mich in eine Liebe hineingestürzt zu haben, die mir jede Besinnung raubte. Kaum hatte ich aber diesem Gedanken williges Gehör geliehen, als ich ihn wieder gereizt von

mir wies. Wäre das Liebe, die im Anfang bedächtig war, im Verlauf jeden Schritt prüfte und das Ende geschickt im Voraus berechnete? Zeigte sich nicht gerade hierin der tiefe Unterschied zwischen Annie und mir? Sie gab einen Mann auf, weil er sie nicht heirathen konnte, ohne Gewissensbisse, ohne Qualen, ohne Thränen. Vielleicht liebte sie ihn nicht. Aber hätte er sich ihr nähern können, ohne daß sie ihm kleine Beweise ihrer Gunst gezeigt? Nein! Entweder sie hatte ihn geliebt, dann war es ein Verbrechen, daß sie ihn gehen ließ und ohne Reue, mit lächelnder Miene, sich einem zweiten zuwandte. Oder aber sie liebte ihn nicht, und dann waren ihre Gunstbezeugungen von praktischer Denkart eingegeben, und sie heuchelte eine Zuneigung nur, um — einen Mann zu bekommen. Das war schlimmer als ein Verbrechen, das war ein Fehler der Gesinnung, ein Mangel des Herzens.

Und paßten diese schlimmen Möglichkeiten nicht auch auf mich?

Ich saß im Garten des Cafés Bellevue am Leipziger Platz, während diese Grübe-

leien sich immer tiefer in mir eingruben. Das elektrische Licht schüttete seine verblichenen Strahlen über den menschengefüllten Garten; an jedem Tisch erscholl Lachen und Klirren von Gläsern und Löffeln, und unaufhörlich rasselten Equipagen und Wagen am Zaun vorbei. Wie mechanisch nickte ich einladend, als ein junges Liebespaar sich an meinen ziemlich im Dunkeln gelegenen Tisch zu setzen wünschte, und hing meinen Gedanken nach.

Gewiß, ich verstand es ja ganz gut, wenn sie sich von Hause wegwünschte. Vorhin hatte sie mir gebeichtet, wie sie unter dem Druck kärglicher Verhältnisse seufzte, aber ihrer Mutter zu Liebe würde sie Alles ertragen, wenn nicht ein älterer Mann bei ihr ein- und ausging, der ihre Mutter gern heirathen wollte. Es sei ein alter Freund ihres gestorbenen Vaters gewesen, und was sie so lange gefürchtet, sollte jetzt eintreten. Sie sollte einen Stiefvater bekommen, vor dem sie ein Grauen empfand, aus seinen Händen tagtäglich Wohlthaten empfangen, die anzunehmen, ihr eine physische Qual bereitete, und Freundlichkeiten erwidern,

von denen ihr Herz nichts wußte. Und wenn ich auch gestern mitleidig und beruhigend ihr das verweinte Gesichtchen immerzu gestreichelt hatte, jetzt dachte ich doch kühler über ihr Geständniß. Was war schlimmer, mit einem Stiefvater ein paar gleichgültige Worte täglich zu wechseln oder mit einem ungeliebten Manne sein Leben zu verbringen, vielleicht fünfzig Jahre, jedes Jahr mit seinen dreihundertfünfundsechzig Tagen und jeden Tag mit seinen vierundzwanzig Stunden.

Eine heftige Bitterkeit stieg in mir gegen Annie auf und vermehrte das Gefühl des Unbehagens, das mich den ganzen Abend überwunden hatte. Dazu kam, daß ich nach und nach eine tiefe Reue über mein heißes Temperament empfand. Nicht als ob ich mich hätte schämen müssen, Dir, meine geliebte Schwester, in die Augen zu sehen, nein! aber ich hatte eine schwere Sorge vor der Zukunft. Jung waren wir Beide und jetzt monatelang allein! Mußte ich nicht vor Zorn die Zähne zusammenpressen, wenn ich daran dachte, daß Annie unter Walther's Schutz stand, und daß ich mir

einst als ihr Ritter vorgenommen, sie sollte unter meinem Schutze thronen wie unter einem Baldachin! Hatte ich das Schutzdach nicht selbst zusammengeschlagen? Sollte ich wirklich jenem Kinde gleichen, das man vor einen Kuchen gesetzt hat mit den Worten: „Paß auf, daß Keiner nascht!“ und das nachher selber den Kuchen aufißt, weil vor ihm ja nicht gewarnt worden war? Sollte ich Annie vor dem alten Weber schützen, der schon Großvater war, oder vor den Schreiberjungen, von denen der eine nur seinen Turnverein und der andere seinen „Schafkopfclub“ liebte? Ach, ich hatte Annie vor Niemandem zu schützen, als vor mir selbst. Und war auch jetzt meine Moral ein bischen fadenscheinig geworden, ich nahm mir vor, sie auszuflicken, so daß ich wieder vor Dich hintreten könnte, rein und gut, als besäße ich auf's Neue einen Hauch von Dir in meiner Brust, geliebte Schwester!

Ich warf den Kopf zurück, wie ich es immer thue, wenn ich einen Entschluß gefaßt habe (NB. Du nennst ja das Gesicht, das ich dann zeige, meine „Helden-

maske!"). Wie schwer ist es doch, den Kopf stolz emporzuhalten, wenn ein paar blaue Augen ihn niederziehen wollen. Es ist ein Verhängniß um Mädchenaugen. Selbst die stolzeste Stirn ziehen sie herab.

Schon der nächste Tag bewies es mir.

* * *

Er fing mit einer völligen Vernichtung meines Vorsatzes an. Sie kam heute auch ein paar Minuten früher. Ich öffnete ihr die Corridorthür und setzte mich, scheinbar ruhig arbeitend, an meinen Schreibtisch. Dann hörte ich, wie sie summend aus ihrem Zimmer trat und sich hinter mich stellte. Ich hielt den Blick fest auf das weiße Papier gerichtet, das vor mir lag, und sprach mir innerlich Muth zu. Da legten sich ihre Arme um meinen Hals und ihr Kopf an den meinen.

„Nicht wahr, Erich, Du bist mir böse? Ich weiß auch, warum."

„Na?" fragte ich halb knurrend und halb besiegt. Aus ihrer hellblauen luftigen Sommerblouse traten die Arme

weiß und voll heraus und umwanden meinen Hals wie weiche Schlangen.

„Ich bin so unartig. Und dann ärgerst Du Dich immer, wenn ich sage, daß ich von Hause fort will. Aber wenn ich das denke, warum soll ich es denn Dir nicht sagen. Einem Anderen kann ich es doch nicht sagen!"

„O ja," warf ich bissig ein, „anderen fremden Männern!"

„Erich, lieber, lieber Erich. Sag' das nicht immer wieder! Du denkst, ich fühl' das nicht. Hätt' ich Dir doch nichts erzählt! Du siehst, ich bin ein so dummes Mädchen!"

Inbrünstig küßte sie mein Haar, und vor dem Druck ihrer weißen weichen Arme zerbrach mein Vorsatz in tausend Stücke. Erst das Geräusch schwerer Männertritte, die die Treppe heraufkamen, scheuchte sie in ihr Zimmer.

Den ganzen Vormittag litt ich unter der Niederlage, die ich davongetragen. Eine schlimmere Anklagerede ist nie gehalten worden, als ich sie ungehört und ungesprochen mir selber in tiefster Brust hielt. Ich — ein Stellvertreter Deines

Mannes! Ich — ein Hüter der Moral! Ich — ein Schutzpatron eines jungen Mädchens! Es war zum Traurigwerden. Aber es mußte anders werden, und wenn ich selber nicht Kraft und Muth genug besaß, meine Leidenschaft zu beherrschen, dann mußte ich mir Bundesgenossen suchen. Diese Taktik würde sogar schon Dein Hans aus seinen Indianergeschichten kennen. Mein Bundesgenosse sollte meine Mitschuldige sein. Ja, das war ein Plan, kühn, bedeutend, originell und von schlagendem Erfolg.

Ich wollte sie rufen und ganz einfach Folgendes zu ihr sprechen. Erst in leichtem Tone, den Bleistift nachlässig in der Hand, mit meinem Taschenkamm den Schnurrbart emporkämmend. Dann nachdrücklicher, in ernstem Tone, mit etwas gerunzelter Stirn, zum Schluß mußte dann das schwere Wort kommen: „Es geht so nicht weiter!" Dabei mußte ich ein Leidensgesicht zeigen, die Augen traurig auf sie richten und dann tiefbewegt an's Fenster treten . . . So hatte ich mir meine Rede zurechtgelegt mit allen Gesten und Mienen, denn ich be-

durfte ihrer, wollte ich standhaft bleiben vor der Gewalt ihres großen, stillen leuchtenden Blickes.

So — mein Entschluß war gefaßt und meine Rede fertig. Tapfer betrat ich ihr Zimmer.

Sie sprang vom Stuhl auf und hielt einen Briefbogen in der Hand. „Sieh nur, Erich. Eben ist mir die Tinte ausgespritzt. Drei Klexe! Sieh 'mal! Aber ich schreib' ihn sofort wieder ab! Bist Du mir böse deshalb?"

„Nein!" sagte ich kurz.

„Gewiß bist Du tück'sch!" schmollte sie. „Ich seh' es Dir ja an. Um dreier Klexe wegen!" Sie stellte sich an mich heran und schlug die Augen zu mir auf.

Herrgott, ich hatte den Anfang meiner Rede vergessen! Statt dessen murmelte ich: „Drei Klexe!" „Ja, aber ganz große!" erwiderte sie und hielt mir das Blatt vor die Augen. Warum ich die Klexe einige Male nachgezählt habe, weiß ich nicht. Aber es waren wirklich drei, nicht mehr und nicht weniger!

„Ihr Männer macht auch manchmal

Klexe!" Diese verblüffend neue Entschuldigung brachte mich zum Lachen.

„Nein, Lieb, alle Klexe des Lebens rühren von Euch Weibern her!" —

— O, mein Vorsatz, o, meine schöne Rede! —

* * *

Am nächsten Morgen war mein Groll gegen mich und sie so heftig, daß ich fühlte, ich würde ihr heute Alles sagen können, derber und gröber vielleicht, als ich beabsichtigte. Denn wenn ich im Zuge bin, geht mir die Zunge durch, und mehr als einmal habe ich dann schon allzu harte Worte und allzu strenge Urtheile zu bereuen gehabt. Kaum war sie in das Zimmer getreten, die Hände auf dem Rücken und den Kopf vorgebeugt, um den Morgenkuß in Empfang zu nehmen, da sprudelte es mir von den Lippen, gereizt, ärgerlich, erbost, wüthend, daß sie fassungslos vor mir stand. Es könnte so nicht weiter gehen. Ich schämte mich innerlich zu Tode. Sie sei zu Walther gekommen, um Schutz zu haben vor den ungezogenen Blicken gewisser

Kaufleute. Jetzt benähme ich mich nicht minder schlecht, und wenn ich es mir auch verbäte, mit Jenen zusammen genannt zu werden, so wüßte ich nicht, ob ich eine höhere Stufe einnähme, als Jene. Sie sei ein junges Mädchen, das man zur Frau machen oder respectvoll des Weges ziehen lassen müsse. Ich aber wisse nicht, was aus uns Beiden werden würde, ob ein Paar oder nicht! —

Hier hielt ich inne, denn ich sah, wie sie wankte und das Gesicht erblich. Ach! durchzuckte es mich, hier ist ihre wunde Stelle! Und mit einer Begierde, deren Schändlichkeit ich wohl fühlte, in der Freude an der Peinigung des Mädchens aber nicht unterdrücken konnte, fuhr ich fort, diesen einen Gedanken immer wieder zu variiren. Ich müsse das Vertrauen, das sie in meinen Schwager gesetzt hätte, selber zu rechtfertigen suchen, aber jeder Kuß und jede Berührung sei ein schweres Attentat gegen die Ehrlichkeit Walther's. Ich selber müßte für meine Leidenschaft büßen, und obschon ich noch nicht wüßte, wie ich es ertragen

würde, habe ich mir die Strafe auferlegt, sie wie eine Fremde zu betrachten. Sie sollte mich zurückweisen, wenn ich meinen Vorsätzen untreu würde, und mein Herz würde ihr dankbar sein, wenn sie mir meine schwere Aufgabe erleichterte.

„Sieh, Annie," fuhr ich fort, „ich weiß sonst nicht, was daraus wird. Ich habe nicht den Muth, den Andere haben, keck hinzugehen und zu sagen: ‚Mädel, wir heirathen uns.' Und weil ich den nicht habe und nicht weiß, was aus Dir und mir wird, darum ist es schlecht von mir, Dich wie ein Geliebter die Geliebte . . ."

Bis jetzt hatte sie sich an dem Tisch festgehalten und mit gesenktem Haupte wie betäubt zugehört. Jetzt schien sie langsam meine Worte in ihrer Bedeutung erfaßt zu haben; ein Zittern durchlief ihren Körper; dann richtete sie sich auf und heftete fest den Blick auf mich. Ich verstand nicht, was in ihm lag, nur etwas Fremdes schien in den Augen zu schimmern, das ihr Gesicht seltsam verwandelte. Daß sie nicht weinte, daß ich keine Thräne sah, machte mich nur ver-

stockter, und wie von einem unseligen Geist getrieben, änderte ich meine Anredeform und fuhr fort:

„Nicht wahr, Fräulein Kühn, Sie begreifen meine Gründe, und Sie werden mir das Testimonium (denke Dir, Schwester, dieses Wort ging mir ruhig über die Lippen!!) ausstellen können, daß ich mich bemühe, ehrenhaft vor Ihnen zu erscheinen. Sie sind mit gläubigem Gemüthe in unsere Wohnung gekommen, Sie sollen mit reinem Herzen aus diesen Wänden scheiden!" . . .

Das war großartig gesprochen, Schwester, namentlich die Schlußphrase schien imposant gewirkt zu haben, denn Annie verließ jetzt still mein Zimmer. Aber als ihr Blondkopf verschwunden war, traten mir helle Schweißtropfen auf die Stirn, und meine Knie zitterten vor unbegreiflicher Schwäche. Glänzend war meine Rede gewesen, das fühlte ich, aber mir war so elend zu Muthe, als hätte sie ein Anderer gehalten, und ich wäre es, der als Verbrecher auf dem Armesünderbänkchen saß . . .

* * *

Die nächste Woche des Juni war die unglückseligste Zeit für uns Beide. In uns zitterte meine große „Rede“ nach, und Jeder hatte in sich ein volles Maß tiefster Gereiztheit. Aber noch konnten wir uns nicht in den neuen Zustand kühler Zurückhaltung finden. Sie mochte nicht glauben, daß meine Worte eine so ernste Bedeutung hatten, daß sie über Tage und Wochen entschieden. Einen Tag darauf schon kam es über sie, daß sie sich an meine Brust warf, bitterlich weinte und mich mit Küssen zu ersticken drohte. Ich hatte nicht die Kraft, kühl zu sein, sondern stammelte inmitten ihrer zagenden Liebkosungen: „Wenn Du wüßtest, wie lieb ich Dich habe. Ich meide Dich ja nur, weil ich Dich liebe.“ Das verstand sie nicht, denn sie machte ein so ungläubiges Gesicht, daß ich rathlos vor ihr stand. Wieder ging keine Brücke von ihr zu mir. Aber dann löste ich mich aus ihrer Umarmung, strich mir das Haar zurecht und bat sie, in ihr Zimmer zu gehen. Ein anderes Mal saß sie an meiner Seite, und wir verglichen die langen Abrechnungen eines

Geschäftshauses mit den Copien aus einem Copirbuch. Sie saß so dicht bei mir, daß unsere Schultern sich berührten, doch Keiner fand den Muth, den Anderen dadurch zu verletzen, daß er den Stuhl von ihm fortgerückt hätte. Ein paar Ziffern meines Buches konnte ich nicht lesen, und um mir zu helfen, beugte sie den Kopf über meine Zahlenreihen, so daß ihr kleines Ohr dicht vor meinem Munde lag. Da rührte mich der leidende Zug ihres Profils, und ganz leise berührten meine Lippen ihr Haar. Sie fühlte den Kuß und wandte kindlich lächelnd und überrascht mir das Gesicht zu. Ich aber fand den Trotz, zu flüstern: „Verzeihung, ich vergaß mich." Leichenblaß sank sie auf ihren Platz zurück.

Von diesem Tage an hörte jeder nähere Verkehr zwischen uns Beiden auf. Auf ihr leises „Guten Morgen" hatte ich einen ruhigen Gruß, für ihr fast unhörbares „Adieu" eine stumme hochmüthige Verbeugung. Wir fühlten, daß sich ein Groll langsam in uns festsetzte, der von Tag zu Tag wuchs, und immer leiser hörten wir das unterirdische Rauschen

unserer alten Liebe und Sehnsucht. Viele Copirarbeiten übertrug ich den Schreibern, und meist war es Weber, der jetzt öfter als ich ihr Zimmer betrat, um ihr Arbeiten aufzutragen. Die erledigten Sachen mußte sie freilich selber zu mir hereinbringen, und jedes Mal that ich dann, als hörte ich Niemanden und sähe Keinen. Wenn ich Annie an meiner Seite fühlte, schaute ich zum Fenster hinaus und pfiff: „Ich schnitt es gern in alle Rinden ein."

Sie rächte sich sofort. Sie arbeitete jetzt bei verschlossener Thür und vermied es noch mehr, mich zu sehen und mein Zimmer zu betreten. Stundenlang konnte ich nichts von ihr vernehmen, nur das Klappern ihrer Schreibmaschine sagte mir, daß sie noch lebte und in meiner Nähe weilte. Zornig wallte es dann in mir auf; ich hätte gewünscht, daß sie einmal ihren Groll aufgäbe und mir wieder an den Hals flöge. Daß sie es nicht that, sondern hartköpfig sich von mir fernhielt, verstärkte meine Gereiztheit nur noch mehr.

Als sie ein paar Tage später einmal eine Frage an mich zu richten hatte, beantwortete ich sie mit gut gespielter

Freundlichkeit. Dann lachte ich, sah sie an und meinte leichthin:

„Sehen Sie, so lebt man doch wenigstens ruhig!“

Sie verstand mich sofort, und mit festem Blick und Ton entgegnete sie: „Es ist jetzt wirklich sehr ruhig hier. Ihr Schwager ist fort, Ihre Frau Schwester und die Kleinen auch.“

„Na, wenigstens habe ich noch unsern Hund hier. Hunde sind immer gut. Das kann ein Mensch nicht! Mein Shelli zeigt es Einem doch noch, wenn er ihn gern hat. Sie sehen, ich begnüge mich jetzt damit.“

Ihre Lippen zitterten; einen Moment nur, dann fand sie ihre Ruhe wieder.

„Sie sind bescheiden geworden!“

„Aber so zufrieden, Fräulein Kühn, so überaus zufrieden mit mir, wie ich es Ihnen nicht sagen kann. Und das ist doch die Hauptsache!“

„Ja!“ sagte sie langsam und etwas zitternd: „Wenn S i e nur zufrieden sind! Wenn S i e nur zufrieden sind.“ Wie lieb ihr Blick war!

Die Thür schloß sich hinter ihr.

Ich stand da mit klopfendem Herzen, und wenn mich jetzt Einer geschlagen hätte, wie einen ungezogenen Buben, ich hätte still gehalten, als wäre ich festgebunden. . . .

* * *

Als ob ihr Trotz in mir ein zehnfaches Echo geweckt hätte, stand ich am nächsten Tage im Banne einer Verstocktheit, die jede warnende und sanfte Stimme in mir erstickte. Was ich mir tagelang versprochen, schien in Erfüllung zu gehen: Ich wurde zufrieden mit mir. Und gleichsam, als ob ich dieses sich nur schüchtern anzeigende Gefühl zu starkem Leben erwecken wollte, sagte ich es mir so oft her wie ein Ammensprüchlein, und nicht lange danach glaubte ich fest an meine eigene Zufriedenheit und pries mich glücklich, eine starke Energie zu besitzen, die sogar die mächtigste Leidenschaft zu unterdrücken wußte. Ich kam mir spartanisch vor, römisch, wikingerhaft, jedenfalls aber immer heroisch. Keine Wimper rührte sich, wenn sie kam oder ging oder Acten von mir wünschte.

Ruhig wie jedem der Schreiber antwortete ich ihr, als sei nie Etwas zwischen uns vorgefallen und wir uns einander fremd wie Menschen von der Straße.

Meine Zufriedenheit wurde ungemein durch den Gedanken gehoben, daß ich an ihr höchst moralisch gehandelt hatte. Gewiß, ich wußte es, wenn ich mein Erlebniß befreundeten Studiengenossen erzählen würde, so wäre ein unauslöschliches Gelächter der schlimme Lohn für meinen „jungenhaften" Herzenskampf. Aber gerade darin, daß ich verschmähte, einen Dritten in unsere Seelen schauen zu lassen, lag für mich das stille Zeugniß, daß meine Liebe tiefer in mir versenkt war, als ich vermuthet hatte. Um so mehr hatte ich die Pflicht, diesem kleinen keuschen Geschöpf das Leben im Bureau leicht zu machen, indem ich sie mied.

Und wie gründlich that ich das! Als ob sie meine Todfeindin gewesen wäre, bemühte ich mich, jeder Berührung mit ihr aus dem Wege zu gehen. Kein Blick aus meinen Augen sollte auf ihren Mädchenweg fallen wie ein unsauberer Schatten, fremder mußte ich ihr in den

Monaten unseres Alleinseins erscheinen, als jeder fremde Mensch. Und so half ich meinem Vorsatz dadurch nach, daß ich die Thür zum Zimmer Weber's offen ließ; dadurch konnte er mich sehen und jedes meiner Worte hören. Dieser Schutz würde selbst den verstohlensten Blick meines Auges zurückscheuchen, und Annie würde angesichts der horchenden Schreiber zu mir nur reden können geschäftsmäßig wie zu Walther. Und wenn ich Tage lang dieses Spiel getrieben und gefühlt hatte, daß mit jedem Morgen unsere äußere Kälte wuchs, dann war ich stolz auf mich und meinen Sieg. Meine Moral hatte triumphirt. Jeder Zoll ein Held!

Heute weiß ich besser Bescheid. Jeder Zoll ein Narr!

Nach dieser heroischen Zeit kam mir die lustigste Laune. Mir fiel nämlich eines Tages ein, sie könnte aus dem Ernst meiner Züge schließen, ich bangte mich heimlich nach ihr, ich verginge vor Sehnsucht und nur mein Trotz dämme sie zurück. Nein, das sollte sie nicht denken! Ich und ernsthaft! Im Gegentheil, ich war sehr zufrieden mit mir, und

wenn man zufrieden ist, muß man lustig sein. Und das war ich auch. Shelli kann es bezeugen, denn er war mein Kumpan. Ich nahm einen riesigen Band der preußischen Statistik und legte ihn aufgeschlagen auf den Erdboden. Dann setzte ich Shelli darauf und duckte seinen erstaunten Hundekopf ein paar Mal auf die Blätter nieder, um an seiner „Bildung" zu arbeiten. Aber das dumme Thier vermochte nichts zu lernen; schon nach zehn Minuten hatte er es satt, auf die langen Zahlenreihen zu gucken, und schlich sich mit eingezogenem Schwanze aus dem Zimmer. Ich lachte hell auf.

Dieses Lachen mußte sie gehört haben und mein lautes Gespräch mit dem Hunde auch. O nein, traurig war ich nicht! Ich, ein königlich preußischer Referendar, der in seinem Juristenverein berühmt war wegen seiner komischen Bierreden! . . .

Am nächsten Tage hatte ich einen neuen Streich ausgeheckt. Aus dem runden Deckel einer kleinen Tortenschachtel schnitt ich ein Studenten-Cerevis zurecht und band es Shelli am Kopf fest. Dann

legte ich ein altes schwarz-weiß-rothes Band um seinen Leib und hieß ihn sich auf die Hinterpfoten niederhocken. Er sah in der That urkomisch aus, und ich verfehlte nicht, Weber, die beiden Schreiber und Annie in mein Zimmer zu rufen, um sich den neuen „Commilitonen" anzugucken. Während die ersten mit einem dröhnenden Lachen den sich höchst unbehaglich fühlenden Gesellen begrüßten, stand Annie ruhig innerhalb ihrer Thür, und ein Blick auf ihr Gesicht verrieth mir, daß sie gar nicht den Hund, sondern mich ansah.

Sollte mich das kleine Ding durchschaut haben? Solche Augen, wie die ihren, sehen tiefer als andere. Ich machte deshalb rasch dem Scherz ein Ende und ließ Shelli in das Hinterzimmer zurück traben, nachdem ich ihn seines ungewohnten Schmuckes entkleidet hatte.

Hatte ich meinen Trotz schon zu einem herrlichen Siege meiner Moral gestempelt, so mußte er mir auch noch als kluge That gelten. Gründe sind wohlfeil, und konnte ich nicht mein Benehmen so deuten, daß es mir wirklich klug erschien?

In der That, mein Benehmen war jetzt plötzlich das Ergebniß hervorragender Klugheit und bedeutender Einsicht!! Wußte ich denn, ob sie als Weib dem Ideal der Frau entsprach, der ich einst den Reif an den Finger stecken wollte? Sie stammte aus einfacher Familie, und wenn ihre Schwester auch ein kleines, rundes Ding mit großen, schönen Augen und freundlichem Herzen sein sollte — so kannte ich sie nach Annie's Beschreibung, — wie war ihre Mutter und wie ihr künftiger Stiefvater? Wie war es denn meinem Freunde Georg Winter ergangen, als ihn seine Braut, die junge, stille Lehrerin, in ihre Familie eingeführt? Hatte er, der überlegene Lebemann, nicht ein Grauen vor dieser Beschränktheit und Philistrosität empfunden, vor diesen Tanten mit den spießbürgerlichen Moden und altväterischen Kaffeetassen, vor den Fragen der Gevatter Schutzmann, Schneider und Briefträger? Weißt Du noch, Schwester, wie er uns erzählt hat, er habe vor Nervosität gezittert, als eine dieser alten Frauen bei jedem seiner Kleidungsstücke gefragt hatte: „Pikfein! Was kost'n

det? Wohl 'ne Menge Jeld?" Damals hast Du die gütige Antwort gehabt, er solle sich nicht an Aeußerlichkeiten stoßen, Liebe entscheide doch allein, und ein Mann müsse sein Weib zu sich emporziehen und sich nicht von der Sphäre ihrer Verwandtschaft herabziehen lassen. Damals konnte ich das Grauen Georg's wenig nachempfinden; im Hinblick auf Annie's Verwandtschaft konnte ich es nun allzutief!

Dieses erste Argument hatte ich mir hübsch klar entwickelt, obschon es thöricht war, denn ich kannte ja keinen ihrer Verwandten! Ein zweites Argument war ihr Bildungsgrad. Er entsprach nicht dem meinigen, und meine spürige Phantasie verfehlte nicht, mir jetzt schon Zukunftsscenen auszumalen. Wenn der eine meiner Freunde eine Baronesse, der andere eine Professorentochter, der dritte eine Malerin u. s. w. heirathete, und ich kam mit meinem bescheidenen, stillen Blondkopf in diese lustige, geistvolle Gesellschaft, müßte sie sich nicht vereinsamt und unglücklich fühlen? Müßten nicht die jungen Frauen bei aller Vorurtheilslosigkeit und Delicatesse sie in der

Unterhaltung vernachlässigen oder diese mitleidig auf ein unendlich harmloses Niveau zurückschrauben? Wenn Deine Freundin, die Malerin Erna von Selling, vom Symbolismus in der Malerei sprach und ein paar Dutzend französische Namen herzählte, sollte meine kleine Frau dazu schweigen und von ihrer — Wäsche zu erzählen anfangen? Würden nicht bald meine Freunde die Köpfe zusammenstecken, wenn ich mit ihr erschien, und würde nicht Doctor Fritz Werklein mit seinem mokanten Lächeln fragen: „Nun, wie sind Sie mit Ihrem Dienstmädchen zufrieden? . . . Bekommt Ihrem Kleinen Kemmerich's Kindermehl gut?“ . . .

Diese Vorstellung konnte mich rasend machen. Aber weil ich Annie wehrlos wußte, hatte ich sie in diesem Augenblicke so unbeschreiblich lieb, daß ich am liebsten zu ihr in das Zimmer gelaufen wäre, sie beim Kopf genommen und gerufen hätte: „Laß doch die dummen Leute. Wir bleiben für uns. Wein' nicht. Schatzel. Ich bin ja bei Dir . . .“

Aber ich besann mich noch zur rechten Zeit. Ich lief nicht im augenblicklichen

Affect in ihr Zimmer, sondern blieb tief aufatmend am Schreibtisch sitzen. Mein Trotz hatte gesiegt. Oder nein, das Wort war falsch. Meine Moral und meine Klugheit hatten gesiegt! Ich Narr durfte doch nicht, wo der Juni sich jetzt seinem Ende zuneigte, die herrlichen Ergebnisse der drei letzten Wochen durch eine Unbesonnenheit vernichten! Nimmermehr. Damit sie nachher in heimlicher Seele lachen und sich zuflüstern konnte: „Ich trage ihn in meinem Herzen und seinen ganzen großen Trotzkopf in meiner Hand! Du kannst mir ja gar nicht zürnen!“

Nein, solche Triumphreden sollte mein kleines Mädchen nicht halten dürfen. Dafür wollte ich Sorge tragen und wie in den letzten Wochen den Kopf zurückwerfen. Eine Prüfungszeit sollte es sein für mich und für sie.

Ich wollte warten, bis meine Schwester heimkäme, und Annie unterdeß heimlich beobachten, ob sie mich liebte, auch wenn sie nicht wüßte, daß ich einst ihr Händchen in meine Hand legte. Ich wollte tapfer, moralisch und klug sein,

damit ich mit reinen Augen vor Walther und Dich hintreten könnte. Sie sollte meinen, daß ich sie ganz vergessen und aufgegeben hätte, und daß ich die vergangenen Monate gern ausgelöscht sähe, wie ein paar Zeilen von Kinderhand in Meeressand geschrieben.

Ja, eine Prüfungszeit sollte es für uns Beide sein! Morgen war der erste Juli, und noch sechs lange Wochen lagen vor uns, ehe Ihr zurückkehren wolltet. Vier schlimme Wochen waren verstrichen, und leise regte sich in mir der Wunsch, in den kommenden anderthalb Monaten wieder ihr Lachen und Plaudern zu hören, wenn auch nur ein ganz klein wenig! Denn mich bewegte der Gedanke tief, daß wir uns einst sagen würden, ein Vierteljahr unseres Lebens sei hingegangen in lauter Groll und Qual. Ja, ich wollte weniger zürnen! Morgen wollte ich ihr freundlich „guten Tag" bieten und sie nach ihrer Schwester fragen.

* * *

Am nächsten Tage erschien sie und nickte nur mit dem Kopf, als ich ihr

„guten Morgen“ bot. Sie ging still an mir vorüber. Das ärgerte mich. Was fiel ihr denn ein? Sie ging durch mein Zimmer und legte in dem ihren den Hut ab und zog die Handschuhe aus. Plötzlich — ich stand am Schreibtisch und sah, gereizt durch ihr Stillschweigen, auf die Straße hinaus — stellte sie sich mit hochrotem Gesicht an die Thür und erklärte rundweg:

„Das kann so nicht weiter gehen. Ich bitte Sie, mich zum ersten Juli zu entlassen.“

Ich starre sie an. Eine so wilde Energie, einen solchen Trotz in dem geröteten Gesicht hatte ich noch nie bei ihr wahrgenommen, und fast fassungslos stehe ich ihr gegenüber. Sie fährt weiter fort, und der Trotz giebt ihren Zügen einen scharfen unweiblichen Zug:

„Es muß ein Ende gemacht werden. Was soll denn daraus werden?“

„Gar Nichts!“ sage ich plötzlich ganz lustig und springe mit einem Satz auf sie zu. Noch ehe sie sich wehren konnte, hatte ich mit der Rechten ihre beiden Hände ergriffen, die schlaff herabhingen,

und den linken Arm um ihre Schultern gelegt. Ihr Kopf fiel schwer auf meine Brust, und minutenlang sah ich ihr halb lächelnd und halb böse in die Augen.

„Schatzel, was sprichst Du für närrisches Zeug. Du willst gehen? Wohin? Zu Deiner Mama? Mußt Du Dich nicht selbst ernähren? Warum willst Du fort? Meinetwegen? War ich nicht artig, so artig, daß Du mich selbst für ungezogen erklärt haben wirst? Hast Du mich nicht mehr lieb? Du sagtest immer, Du hättest mich viel lieber, als ich Dich. Und wenn das wahr ist, warum willst Du gehen? Nicht wahr, Du fürchtest Dich vor einem längeren Alleinsein mit mir? Aber sieh, Schatz, wenn Du willst, arbeitest Du drinnen bei dem alten Weber. Da bist Du vor mir Galgenstrick sicher. Willst Du, Schatzel? So sprich doch nur ein Wort."

Meine Lippen suchten langsam die ihren; wehrlos erwiderte sie meine Küsse, und ihre Arme umschlangen mich wie ehedem in wilder Kraft. „Nicht so, nicht so," flüsterte sie, als ich halb aus Groll über die letzten Wochen, halb aus

Liebe ihre Unterlippe mit meinen Zähnen biß. Dann aber fand sie plötzlich ihre Kraft wieder, und mit einer Verzweiflung im Blick und einer Angst im Ton, die ich nicht verstand, rief sie: „Erich, ich beschwöre Dich. Thu' das nicht mehr. Sei so artig, wie Du warst. Ich bin schlimmer als Du, viel schlimmer. Wenn ich zu Dir kommen will, um Dich zu küssen, dann stoße mich weg, ja, Du, dann stoß' mich weg! Ich darf ja nicht; ich darf ja nicht!"

„Nein, Lieb," flüstere ich, „ich werde Dich nicht wegstoßen, sondern lachen und lustig sein, wenn Du mich küssen willst. Nicht der griesgrämigste Alte würde Dich fortweisen, wenn Du ihm Deine Lippen bötest, und ich sollte es können? Schatz, solch' eine schwere Aufgabe mußt Du mir nicht stellen."

Was hatte sie nur? Sie lachte nicht zu meinen Scherzen; sie starrte mit bleichem Gesicht vor sich hin und wandte mir wieder das Profil zu, das heute ungewöhnlich scharf und spitz erschien. Wie häßlich sie jetzt aussah! Dann drehte sie sich mir wieder zu. Was das Mädchen

alle Minuten für ein anderes Gesicht aufsteckte!

„Was hast Du denn nur, Annie?“ rufe ich und gehe einen Schritt auf sie zu. Sie wehrt mich ab und ringt nach Luft. Endlich sagt sie scharf und bestimmt:

„Das Langesche Urteil habe ich zwei Mal copirt. Muß der dritte Angeklagte auch eine Ausfertigung bekommen?“

Diesen Ton haßte ich an ihr wie den Tod. Mit einem Ruck warf ich den Kopf empor und nagte mit den Zähnen an meinem Schnurrbart.

„Jawohl, Fräulein Kühn. Sie machen wohl noch eine Copie. Und wenn die fertig ist, wird Ihnen Weber ein paar Briefe dictiren.“ Damit ging ich zornig auf meinen Platz und schwur mir einen heiligen Eid, sie nicht mehr zu berühren, so lange sie mir nicht Abbitte geleistet hatte. Ich konnte es länger ertragen, als sie. Das wußte sie, denn die letzten Monate hatten es ihr bewiesen. Und mit trotzigem Gesicht setzte ich mich an den Schreibtisch und nahm einen Stoß

Acten vor. Aber das Rasseln und Klopfen der Schreibmaschine störte mich; es that mir förmlich weh, daß die einzelnen Tasten wie Hämmer aufschlugen, und ich meinte, die Schläge sogar rein physisch zu spüren. Aber ich wagte nicht, die Thür zu ihrem kleinen Zimmer zuzumachen. Es war mir, als schlüge ich damit die Thür zu meinem Glück zu, und ich stände davor und hätte keinen Schlüssel mehr. Und dann fühlte ich mich persönlich ihr näher, wenn keine Thür zwischen uns stand. Endlich hörte das Hämmern auf. Ich vernahm ihren Schritt, und gleich darauf stand sie neben mir mit der Abschrift des Urteils in der Hand.

„Hier ist die dritte Copie!" sagte sie leise und hielt mir die Blätter hin, deren blaue Druckbuchstaben sich vor meinen Augen zu bewegen schienen. Ihre Hand zitterte heftig, und ich wurde weich.

„Willst Du Dich nicht wieder neben mich setzen, Annie? Ich möchte sie mit dem Original vergleichen. Ich lese vor, und Du hörst zu," fuhr ich fort, unbekümmert um den „festen" Entschluß, den ich erst vor einer halben Stunde gefaßt hatte.

„Nein, Herr Referendar. Es hat keinen Zweck. Es schickt sich auch nicht. Aber wenn Sie es durchaus befehlen . . .“ warf sie mit fester Stimme ein.

Ich schnellte auf und ging zur Thür. „Robert,“ rief ich unserem jüngsten Schreiber zu, „wollen Sie hereinkommen und mit mir die Urteile vergleichen.“ Einen Augenblick lang kreuzten sich unsere Blicke wie zwei Speere. In jedem Blick lag es wie großes Fragen und feindseliges Antworten. Als der Junge hereintrat, ging sie in ihr Arbeitszimmer zurück und schloß die Thür hinter sich zu. Ich sah es, und mir schlug das Herz, so daß ich die zweimalige Frage Roberts: „Soll ich anfangen?“ ganz überhörte. Ich wollte horchen, ob ich das Klappern der Schreibmaschine vernahm, aber wohl zehn Minuten lang drang kein Laut aus dem geschlossenen Zimmer.

Vielleicht weinte sie gerade?

Wie glücklich war ich, wenn ich mir vorstellte, daß sie meinetwegen weinte!

* * *

Vierzehn Tage waren so hingegangen;

meine Energie und mein Trotz hatten über meine wilde Sehnsucht triumphirt. Mein Verkehr mit Annie beschränkte sich auf „Guten Morgen" und „Adieu" und auf einige Worte, mit denen ich ihr täglich Arbeiten zuwies und wieder abnahm. Selten traf es sich, daß unsere Blicke in einander tauchten, und dann fühlte ich, daß ihr Benehmen eine Ruhe und Sicherheit, ihre Augen einen so kühlen Ausdruck zeigten, daß mir mehr als einmal das Herz schlug, weil ich meinte, jetzt seien alle Brücken abgebrochen.

Nun war der fünfzehnte Juli da, und über Berlin lag eine Schwüle, die die Luft fast ausdörrte. Weber hatte, da es Sonnabend war, schon um 1 Uhr Feierabend gemacht, um zu seiner Familie nach Schmöckwitz hinauszufahren. Die beiden Schreiber hatten mich gebeten, sie um 3 Uhr zu entlassen, da sie mit einer Turnerabteilung eine Nachtpartie nach Müncheberg machen wollten. So war ich von 3 bis 1/26 Uhr mit Annie allein. Nur unser großer treuer Shelli war noch in meinem Arbeitszimmer und blinzelte

schläfrig in die Sonne hinein. Manchmal stand er auf und trat an mich heran, um die Vorderpfoten auf den Schreibtisch zu legen, und wenn ich ihn zurückdrängte, schritt er betrübt in Annies Zimmer. Dann hörte ich ihre helle Stimme liebkosende Worte sprechen: „Dir gefällt's wohl hier nicht, Shelli? Gieb mal die Pfote, nein die linke; die kommt von Herzen. Nicht wahr, mein Kerlchen, Du hast auch ein Herz!" Und dann knurrte er vergnügt und legte sich in ihrem Zimmer nieder.

Die Uhr schlug schon halb fünf. Noch eine Stunde und unsere Bureauzeit war zu Ende. Ich hatte eine gewisse Furcht davor. Ich wollte es diplomatisch versuchen, sie zum Sprechen zu bewegen. Ich wollte mich nach ihrer Mutter erkundigen, und fragen, ob es nicht anginge, daß man sie auf vierzehn Tage nach außerhalb senden könnte. Ich würde mich gerne bemühen, ihr eine ganz billige Pension zu besorgen. Was würde das kosten? Höchstens sechzig Mark während dieser zwei Wochen. Ich würde ihr gern Vorschuß dazu geben, und sie brauchte sich monatlich nur fünf Mark

vom Gehalt abziehen lassen. Und wenn sie dann noch unbeweglich blieb, ja vielleicht aus Stolz dieses kleine Anerbieten ablehnte, dann würde ich ihr erklären, hm, ganz offen mit ihr sprechen, warum ich diese Prüfungszeit für notwendig hielt.

Ich würde ihr sagen: andere Leute seien so zuversichtlich. Sie nehmen ein Mädchen beim Kopf, gucken ihm in die Augen, und wenn sie „ja" spricht, wird frisch darauf los geheiratet. „Sieh mal, Liebling," würde ich fortfahren, „ich bin eben aus anderem, gewiß schlechterem Holze geschnitzt. Ich mache mir so viel Sorgen, so viele Gedanken und komme daher zu keinem fröhlichen Entschluß. Ich habe Dich sehr lieb, nur finde ich nicht den Mut, zu Dir zu kommen: ‚Schatz, willst Du mich heiraten?‘ Es ist vielleicht Unrecht, sich die Ehe so schwierig und so gründlich vorzustellen, wie ich es thue. So viele Gevatter Schneider und Handschuhmacher heiraten, und Keiner macht sich Gedanken und trägt sich mit trüben Sorgen. Laß mich nur erst ruhiger werden. Warte, bis ich aus diesem Bureau hinaus bin und ich

gereifter und stiller zu Dir komme, als hier mit jagendem Blut und hastigem Herzen. Habe Vertrauen zu mir. Böse Buben haben es leicht, sich Aepfel zu stehlen. Sie handeln eben nach Instinct und nach dem Rufe ihres Temperaments. Zauderer stehen hübsch unten, wagen sich nicht herauf und bekommen daher oft nichts. So ergeht es mir vielleicht auch, Lieb. Aber wenn Du meine Natur begreifen lernst, dann wirst Du Vertrauen zu mir haben. Das sind die schlimmsten Wünsche nicht, die keinen Weg zur Lippe finden. . ."

Ja, damit würde ich meine Rede schließen. So würde ich sprechen, so klug ihr meine Gründe auseinandersetzen! Dann würde sie lächeln . . ., dann mit dem ganzen Gesicht lachen und mir mit einem Jubelruf in die Arme fliegen, so daß wir unterzugehen vermeinten in der Sturmfluth aufgehetzter Küsse. Und dann würde sie wieder sagen: „Sei artig, sei artig, Du Lieber, Guter, Einziger," und ich würde die Lippen auf ihre Augen pressen und jetzt würde sie still halten wie ein erschöpftes Kind, das sich nach Ruhe und Schlummer sehnt.

Da stößt mich Jemand an. Mit offenen Augen hatte ich mir das Alles vorgestellt, und der Hund, der jetzt seinen Kopf an meinen Knien rieb, hatte mich in die Wirklichkeit zurückgerufen. Eben schlägt die Uhr fünf harte und schwere Schläge. Da höre ich Schritte hinter mir. Ich drehe mich um und sehe Annie vor mir. Diese Ruhe, die ihre Augen ausströmten! Diese energische Haltung des Kopfes! Was hatte sie vor?

„Wünschen Sie Etwas, Fräulein Kühn?" fragte ich mit heiserer Stimme. Ich hatte Mühe, kühl zu erscheinen. Mir pochte das Herz wie unter der Vorahnung eines Verhängnisses.

„Ich hatte Sie schon am 1. Juli um meine Entlassung gebeten. Sie hielten es für Scherz. Es ist aber nicht so. Ich gehe bestimmt zum 1. August und kündige Ihnen hiermit meine Stellung." —

Es war totenstill im Zimmer. Mir zu Füßen kauerte Shelli und sah verblüfft vor sich hin auf den beweglichen Sonnenschein, den die sich im Winde bewegenden Jalousien ins Gemach ließen; ich hatte mein Gesicht herumgewandt und wir hielten

Beide unsere Blicke aus mit dem Haß zweier Verbrecher, die sich bewußt waren, ein Verbrechen gemeinsam begangen zu haben, und die sich gegenseitig für Verräter hielten.

Endlich fand ich die Kraft, zu antworten. Nur jetzt keine Schwäche, wo sie ihre ganze Festigkeit zeigte, nur jetzt kein sentimentales Liebeswort, wo sie geschäftsmäßig kühl mir ihre Liebe kündigte wie ihre Stellung!

„Wollen Sie mir Ihre Kündigung schriftlich geben!" erwiderte ich rauh, „ich möchte sie meinem Schwager einsenden, der doch Ihr Chef ist. Wenn ich es ihm mittheile, denkt er Wunder, was Ihnen das Bureau gethan hat."

Ohne ein Wort zu entgegnen, wandte sie sich um und ging in ihr Zimmer, um ihre Kündigung niederzuschreiben. In meinem Kopf fühlte ich ein schweres Hämmern; mir war, als wäre jetzt ihre Schreibmaschine in meinem Hirn und unsichtbare Hände klopften darauf, einförmig und ohne Ende.

Habe ich nicht Etwas sagen wollen? Was war es doch? Vorhin konnte

ich es so gut. Das war doch eine so kluge Rede! Junge Leute nehmen Mädchen beim Kopf ... beim Kopf ... Ich will keine Aepfel stehlen. ... Aepfel? ... Aber das ist ja Unsinn, hirnverbrannter Unsinn ...

Der helle Schweiß trat mir auf die Stirn. Ich bekam kein Wort über die Lippen.

Da stand sie wieder vor mir. In ihrer weißen Hand hielt sie einen Briefbogen, und vor dem Anschauen ihrer feinen Finger, die so oft in meinen Händen geruht, vergaß ich, das Blatt Papier zu ergreifen. Da legte sie es vor mich hin auf den Schreibtisch und wartete auf meine Antwort. Ich sehe ihre Schrift jetzt noch deutlich vor mir. Große, etwas schräge Buchstaben, schnurgerade und fehlerlos ... der ganze Brief kühl wie eine unbezahlte Rechnung:

Sehr geehrter Herr Referendar!

Hierdurch bitte ich Sie, Ihrem Herrn Schwager mitzuteilen, daß ich am 1. August meine Stellung im Bureau aufgebe.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Anne-Marie Kühn.

Nun hatte ich es schwarz auf weiß. Nun gab es kein Zurück mehr. Kopf hoch, Erich! rief es in mir, und wie ein junger Student, der zum ersten Male eine Mensur ficht, wehrte ich meine innere Angst ab, las die drei Zeilen noch einmal und sagte kühl:

„Bitte um Angabe des Grundes. Mein Schwager wird danach fragen, und ich möchte darauf eine Antwort zu geben wissen."

Wie ein Blitz brach es jetzt aus ihren Augen, und einen Moment schienen sie so unergründlich tiefblau, wie ich sie nur damals gesehen, als ich sie zum ersten Male geküßt. Sie ging an meinen Schreibtisch, ergriff meine Feder und fügte mit ruhiger Hand hinzu: . . . „weil ich am 15. August heirate."

Meine Hände ergriffen den Rand des Schreibtisches, an den sich mein Rücken gelehnt hatte, und krampfen sich fest darum. Sie hatte den Kopf gesenkt und hob ihn nur in dem Moment, als sie sich umwandte, um in ihr Zimmer zu gehen. Da traf mich ein Blick . . . und in ihm lag das heiße Gefühl befriedigter Rache,

das der besitzt, der über seinen sterbenden Feind hinweg geschritten ist.

Aber noch hatte sie nicht die Raffinirtheit des Meuchelmörders. Sie blieb nicht bis 5½ Uhr, sondern nahm, als sie ihr Zimmer erreicht, ihren kleinen Strohhut und Schirm und schritt an mir vorbei. Ohne mich anzuschauen, öffnete sie die Thür, die in das Arbeitszimmer der Schreiber führte; ich sah noch, wie sie in der Thür des Corridors verschwand. Gleich darauf fiel diese knirschend ins Schloß. Dann hörte ich sie die Treppen hinuntersteigen, und mir war, als ließ sie die Spitze des Sonnenschirms von Stufe zu Stufe klappernd nachschleppen wie ein vergnügter Junge, der zum ersten Mal einen Stock trägt.

Weiter vernahm ich keinen Laut mehr. Wie ein Betrunkener taumelte ich zur letzten Thür, die zur Treppe führte und durch die sie gegangen, um kraftlos meinen Kopf an das kühle Holz zu legen. So stand ich lange da mit schlaff herabhängenden Armen. Da kam der Hund winselnd angekrochen und rieb sein linkes Ohr an meinem Knie.

Ich bückte mich nieder zu ihm. Die hellen Thränen schossen mir plötzlich in die Augen, als ich meinen Kopf auf den seinen beugte. „Ja, Shelli, nun kommt sie nicht mehr . . . nun kommt sie nicht mehr . . .“

* * *

Meine Ahnung betrog mich nicht. Während der ganzen nächsten Woche erschien sie nicht, und der erste August rückte heran, der Tag, an dem sie das Bureau endgiltig verließ. Jeden Morgen, wenn ich in mein Arbeitszimmer trat, hoffte ich das Geklapper der Schreibmaschine zu hören, jeden Morgen wartete ich mit klopfender Brust auf dieses mir jetzt so liebe Geräusch. Aber ich hörte nur mein eigenes Herz schlagen. Wenn ich dann entschlossen die Thür ihres Zimmerchens aufstieß, fand ich den Stuhl leer, und täglich wuchs die Staubschicht auf der grünen Tuchdecke ihres Tisches. Tief athmete ich dann auf, um meine Brust von einem beklemmenden Albdruck zu befreien, meine Arme breitete ich aus, um mit einem schweren Seufzer meinen

Kummer los zu werden, und setzte mich dann entschlossen an den Arbeitstisch. Aber meine Hand war merkwürdig müde, und meine Gedanken verwirrten sich. Es kam vor, daß ich stumpf vor mich hin brütete, den Bleistift zwischen den Zähnen, oder daß ich an das Fenster trat, um gedankenlos in die glühende Sommerluft hinauszustarren. Ob unten Wagen vorbeirasselten, ob drüben im Garten helle Mädchenkleider um Beachtung baten, ob sich ein paar Spatzen auf das Fensterbrett setzten, ich achtete dieser Dinge kaum, sondern starrte in die Luft wie nach einem winzigen Punkt.

Nun war der Letzte des Monats da, und ich gab Weber Anweisung, ihr das Gehalt mittels Postanweisung zuzusenden. Ich selber wollte sie nicht ausfüllen. Keine Zeile durfte sie von mir erhalten, denn sie war todt für mich, schlimmer als todt; sie war, als ob sie nie auf der Erde gewesen und nie an meiner Schulter ausgeruht hätte. Als ich Weber den Auftrag ertheilte, die Postanweisung auszufüllen, drängte es mir das Herz ab, ein paar Worte über sie zu sprechen.

„Ich finde es eigentlich Unrecht, daß sich Fräulein Kühn in den letzten zwei Wochen nicht entschuldigt hat. Was?“

„Ja!“ sagte der Alte bedächtig und sah mich ein wenig sonderbar an. „Schreiben hätt' se können!“

„Na,“ lachte ich, „eine glückliche Braut vergißt so 'was!“

„So? 'ne glückliche Braut scheint sie aber nich' zu sein!“

„Wie?“ sagte ich, und mein Herz dachte mir zu zerspringen.

„Neulich Mittag, an dem Tage, an dem sie ging, hat sie es uns auch erzählt, daß sie geht und heirathet. ‚Na, da sind Sie woll sehr jlücklich!‘ sage ick zu ihr. ‚Ach Jott!‘ sagt sie, ‚jlücklich werde ich nicht! Das weiß ich.‘

„Nicht, nicht!“ preßte ich mühsam heraus, denn eine wilde Freude durchzuckte mich. Ich weiß nicht, wie ich in mein Zimmer kam. Also sie wird auch nicht glücklich; sie weiß es und wirft sich dem Fremden an den Hals. Jesus Christus! Nun bin ich es nicht allein, der die einsamen Nächte kennt und die langen dumpfen Tage, wo man auf

Etwas wartet, das nicht kommt, wo man vergebens auf die Thür sieht, ob nicht Einer hereintritt mit flehenden Händen und durstigen Lippen. Und mochte ich tausend Mal fühlen, wie schmählich es war, sich über ihre Schmerzen zu freuen, mochte man mich dafür in der Hölle mit angeglühten Eisenstangen peinigen, mochte ich Jedermann verächtlich erscheinen, . . . ich war gerächt. Ich frohlockte, daß sie litt, und alle Götter pries ich, daß sie namenlos litt! Nun mußte jeder Seufzer von mir ihr in's Herz schlagen, jede Thräne mußte ihr auf's Haupt fallen wie glühendes Blei. Alle Leiden, die ich empfand, mußte sie auf ihren schmalen, schmächtigen Schultern mittragen.

Sie wurde unglücklich . . .

Herrgott, ich danke Dir!

* * *

Warum reichte sie einem Fremden die Hand? Wo hatte sie ihn kennen gelernt? Ich grübelte nach, wann sie seinem Antrag Gehör geschenkt haben konnte. Am ersten Juli hatte sie ihre

Stellung aufgeben wollen; damals ruhte sie in meinem Arm und jammerte: „Ich darf ja nicht, ich darf ja nicht!" Ah .. nun verstand ich diese Worte! Damals wußte sie schon von ihm, damals lag schon der Hauch fremder Lippen auf den ihren, und ich Narr trank vielleicht aus ihrem Kusse eine Seligkeit, deren schalen Rest mir ein Anderer gelassen. Aber dieser Andere war unschuldig wie ich. Was wußte er von mir, was ich von ihm? Auf ihrem Haar trafen sich unsichtbar unsere Blicke, auf ihrem Munde begegneten sich unsichtbar unsere Lippen, und ihre Halskrause knisterte unter meiner Hand, wie unter der seinen mit der gleichen gefälligen Verliebtheit . . .

„Pfui Teufel!" murmelte ich.

Das war die einzige Stunde, in der ich meinen ganzen Haß über ihr Haupt schüttete, wie einen Kübel häßlichen Wassers, der einzige Tag, an dem ich die Empfindung hatte, als besudelte immer nur das Weib das Heiligste im Innern des Mannes. Würde sie dem Fremden nicht die gleiche Liebe heucheln, wie dem „Giftmischer" vor mir, und wie

sie es nachher mir gethan? Wußte ihr Herz Nichts von tiefer, abgründiger Leidenschaft, sondern wurde bewegt wie eine Wasserfläche, auf der jeder leise Windstoß kleine schmächtige Wellen wirft? Wenn das der Fall war, dann traf sie keine Schuld, dann gab sie nichts, als ihre einfache, unbedeutende Natur. Dann lag die Schuld nur auf meiner Seite. Ich hatte sie dann für tief gehalten, und sie war nur flach; ich schrieb ihr Gefühle und Leidenschaften zu, für die sie nur ein rathloses Lächeln besaß; ich hielt sie für feiner geartet, als andere Mädchen ihres Schlages, und sie besaß nur die groben Instincte der Alltagsnaturen. Ich sah in ihr eine holde Ausnahme, und sie bewies nur die platte Gültigkeit der Regel. Ich Thor, der ein Grethchen zu finden hoffte, und irgend eine Anne-Marie Kühn fand, von der Millionen Exemplare lebten und starben, ohne ein feineres Gefühl, ohne eine stille Sehnsucht nach oben.

Wie aber, wenn sie den Fremden wirklich liebte? . . .

Mir griff dieser Gedanke eiskalt in's

Herz. Aber nur einen Augenblick, dann sah ich tapfer in die Welt. Dann hatte ich nicht zu klagen, daß sie von mir gegangen, dann folgte sie einem Naturgebot, und Narrethei wäre es, ihr eine einzige Verwünschung mit auf den Weg zu geben. Freilich, innerhalb zweier Monate sich aus einem Arm in den anderen zu stürzen, das sprach von Uebung, von Talent, von Raffinement. Das gewann kein Mann über's Herz, das konnte nur ein Weib, das nach räthselhafter Laune und Willkür handelte.

Erinnerst Du Dich auch an Lotte Witting? Niemand liebte sie mehr, als ihr Vetter Karl, aber anstatt ihm die Hand zu reichen, warf sie sich einem unbedeutenden Menschen in die Arme, der sie hinterher auslachte. Und als ihr Vetter seine letzte Unterredung mit ihr mit den Worten anfing und schloß: „Warum hast Du mir das gethan?", da weinte sie und schrie: „Ich weiß es nicht!" Ging es nicht Ernst Meltzer ebenso, der das unbedeutende Geschöpf, das er liebte, in Sammt und Seide erstickt hatte! Und als sie ein Jahr lang

als sein Weib bei ihm ausgehalten, entdeckte er, daß sie ihn mit Mehreren betrogen, die tief unter ihm an Charakter standen. Was hatte sie zur Entschuldigung? „Ich weiß nicht. Ich weiß nicht.“

Das fiel mir in jenen unglücklichen Stunden ein, in denen ich mir nicht genug thun konnte mit meinem Haß und meiner Verachtung. Aber ich schwöre es Dir, Schwester, das war die einzige häßliche Stunde meines Lebens, in der ich gewünscht hätte, daß ihr kleiner verräterischer Kopf an einem Eckstein zerschelle.

Gleich darauf schämte ich mich meiner Vorwürfe und meiner schlimmen Gedanken. Vielleicht würde sie sich im stillen Kämmerlein sagen, wenn sie allein mit ihrer Reue war und an die letzten Monate dachte: „Barmherziger Gott. Warum, warum?‘ Und sie würde grübelnd dasitzen und flüstern: „Ich weiß es nicht.“

Wenn ich zu ihr ginge und ihr sagte: „Annie, sieh, ich hasse Dich nicht. Einmal hab’ ich die Faust drohend erhoben, aber vor Scham über meine Schwäche

bin ich erröthet, und sie sank langsam nieder. Kein Hauch von Verachtung trübt meinen Blick, und kein Wort der Klage weht von meiner Lippe in Dein Herz. Wenn ich aber die Briefe lese, die Du mir geschrieben, Briefe, in denen jede Zeile von Glück und Entzücken lebt und manches Wort vor Verzweiflung zittert . . . sieh mich an mit Deinem alten Blick, mit diesem stillen unausgeschöpften Blick und gieb mir Antwort: Warum hast Du mir das gethan?"

Vielleicht pressen sich dann die Hände in ihrem Schooß zusammen und heben sich zitternd zu mir auf; vielleicht treten ihr die Thränen in die Augen! Nur eine Antwort wüßte sie zu finden. Die kenne ich, und darum gehe ich nicht zu ihr. Sie lautet: „Ich weiß es nicht!"

* * *

Hatte ich in der Zeit vom fünfzehnten Juli bis zum ersten August noch immer die leise, schmerzliche Hoffnung gehegt, daß sie noch einmal zurückkehren würde, so war nach dem ersten August dieser Lichtstrahl ausgelöscht, und vor mir sah

ich eine Zeit, unendlich trostlos und zum Sterben öde. Und doch bin ich ihr heute dankbar dafür, daß sie nicht zurückgekehrt und sich meinen fieberischen Blicken entzogen hatte. Ich will nicht fragen, warum sie mich mied, ob aus Scham über ihre Vergangenheit, ob aus ehrlicher Scheu, mir und sich nicht von Neuem wehe zu thun. Sie blieb fort, und der fünfzehnte August, der Tag ihrer Hochzeit, rückte näher. Aber seltsam, die Wartezeit hatte für mich etwas grauenhaft Wollüstiges. So muß einem Menschen zu Muthe sein, der die Pistole gegen sich wenden will, und noch eine halbe Stunde mit ihr vor dem Spiegel kokettirt. Vor ihrem Hochzeitstage selber empfand ich eine Art Verzweiflung. Das war der Tag, an dem die Thür zwischen uns zufiel, eine Thür, die unerschüttert, ehern, lieblos, keinen Blick durchließ und keinen Seufzer. Eingesargt lag sie in den kahlen Brettern einer Ehe, und ich durfte nicht einmal an das Grab treten, um ein paar Blumen oder eine Handvoll Erde hinabzuwerfen. Und hätte ich nur Segen in meinen beiden Händen gehabt,

nicht ein Körnchen davon hätte ich aus=
streuen dürfen. Abgeschlossen war sie für
mich wie eine lebenslänglich Gefangene.

Wie groß wurde aber meine Furcht
vor dem fünfzehnten August, als ich den
Brief empfing, der mir Eure Ankunft an
ihrem Hochzeitstage mittheilte. Das ging
über meine Kräfte. Wie hätte ich Euch
mit vergnügter Miene entgegentreten, wie
hätte ich Dir, meiner geliebten Schwester,
unbefangen in die Augen schauen sollen,
während mein Herz gierig horchte, ob es
nicht schon Klänge entfernter Hochzeits=
glocken vernahm, während ich eine kleine,
zarte Gestalt in weißem Brautkleid vor
mir sah, ungemessenes Leid in dem er=
loschenen Blick (oder auch die helle Röthe
des Triumphs?) . . . Nein, ich konnte
es nicht! Wie sollte ich Walther Rechen=
schaft über die letzten Monate ablegen,
wie die Erzählungen seines Jungen
lächelnd anhören und sein Nesthäkchen
Else auf den Schooß nehmen?

Fort, nur fort! schrie es in mir.

Und nun war der fünfzehnte August
da, und Morgens um 10 Uhr begrüßte
ich Euch am Bahnhof mit einer Ruhe, deren

geheime Qual auch nicht Dein scharfer Blick durchschaute. Um 11 Uhr saß ich auf der Bahn, um über Elbing nach dem stillen Ostseedorf Kahlberg zu fahren, und um 1 Uhr hieltet Ihr meine aufklärende Depesche in der Hand.

Ich verzeihe Walther, wenn er mich für toll gehalten hat. Ich war es auch!

* * *

Wie ich die gräßliche Fahrt nach Elbing überstanden, weiß ich nicht. Hatte ich sonst schon einen Haß gegen die polternden, rasselnden, nervenzerstörenden Eisenbahnen, so war er an diesem Tage von einem unendlichen Schmerzgefühl völlig erstickt. Als ob jeder Stoß der Wagen in meinem Gehirn aufhörte, als ob jedes Poltern der Räder sein schmerzliches Echo in meinen Ohren hatte, als ob der ganze Zug mir zum Possen sich schadenfroh in seinen Achsen wiegte und schüttelte, schien mir die ganze Fahrt wie eine in alle Ewigkeit ausgedehnte Marter, von der ich mich zu erlösen keine Energie mehr besaß. Ich fühlte kaum die Kraft, mich an das Fenster zu stellen, um ein-

mal frische Luft zu schöpfen und um der fast erstickenden Hitze des Waggons zu entgehen; ich lag lieber in einer Ecke und träumte vor mich hin.

Spät am Abend dampfte der Zug in Elbing ein. Wie ich in das Hotel „Zum König von Preußen" gekommen, vermag ich nicht zu sagen. Im Halbschlaf trank ich ein Glas Wein nach dem andern und legte mich, meiner Sinne kaum mächtig, zu Bett. Im Augenblick aber, als mich die Kühle der frischen, weißen Kissen umgab, schwand die dämmerige Unklarheit meiner Seele, und mit entsetzlicher Ruhe überflog ich die Ereignisse des heutigen Tages. Ich hatte gar kein Gefühl mehr dafür, wie schwer ich mich an Dir, meine geliebte Schwester, und an Deiner Familie vergangen. Ich hatte nur den einen Gedanken: „Heute ist sie eines Fremden Weib . . ."

Ich verfiel in meine alte Gewohnheit: meine Phantasie ging auf die Wanderschaft. Aber nie war eine solche mehr ein Dornenweg gewesen, als in dieser Nacht . . .

Ich stehe unten auf der Straße, und drüben im zweiten Stock, wo die vier

hellen Fenster durch die Nacht glänzen, feiert sie Hochzeit. Hier ist es still, denn selten tappt der unsichere Schritt eines Betrunkenen über das Pflaster, und selten plaudert ein verliebtes Paar sorglos hier vorüber. Unbeweglich stehe ich im Schatten des gegenüberliegenden Hauses, und meine Blicke hängen starr und regungslos an den hohen blanken Fenstern, aus denen helles Kerzenlicht seine goldigen Wellen auf die breite Straße wirft. Wenn ich den Kopf auf die Seite neige, die Augen schließe und scharf horche, höre ich die Töne eines Walzers, namentlich den tiefen Brummbaß, der seine grollenden Töne kräftig durch die Nacht schleudert. Schaue ich wieder empor, dann sehe ich dunkle Gestalten an den hellen Fenstern lehnen, andere tanzen vorbei, und einen Augenblick lang glaube ich ihr kleines goldiges Köpfchen zu sehen. Da höre ich einen Wagen die Straße herauf rollen. Er scheucht mich aus meinem Brüten auf, denn hart und kreischend schlagen die Pferde auf das trockene ausgedörrte Pflaster. Warum fährt er so langsam

und stört mich in meiner Einsamkeit? Ein heftiger Groll packt mich und richtet sich gegen den armen Kerl von Kutscher, so daß ich am liebsten den Pferden in die Zügel gefallen wäre und ihnen in's Ohr gerufen hätte: „Warum lauft ihr nicht, ihr Racker?“ Mein ganzer Schmerz ergießt sich, in Haß umgewandelt, auf das unschuldige Gefährt! —

Jesus Christus, was ist das? Der Wagen hält vor ihrem Hause an! Der Kutscher steigt vom Bock und reckt seine beiden ermüdeten Arme.

Das ist ihr Wagen!

Sieh nur, was er für weiße undurchsichtige Vorhänge hat! Dahinter könnte man ein Weib küssen, ein Weib unter Küssen gar ermorden, und kein Blick würde durch diese fürchterlichen Vorhänge dringen, kein Auge würde die geheimnißvolle Stille dieses Wagens stören. Und wäre jeder Blick spitz wie ein italienischer Banditendolch, vor diesen weißen dünnen Vorhängen würde er kraftlos sinken, wie das Messer des Räubers, der sich unvermuthet seiner Mutter gegenübersieht ...

Wer hat eben gelacht? Ich fahre

auf und sehe mich allein in einem mond-erhellten Zimmer, dessen geöffnete Fenster die schwere Schwüle der Augustluft hin-einlassen. Wieder höre ich ein helles Lachen. Aha, das ist ein Kind. Und schon höre ich eine klare Stimme im Nebenzimmer fragen: „Liebe gute Mama, laß mich doch zu Dir kommen. Ich will bei Dir schlafen."

„Quäl' mich nicht, Martha, und leg' Dich wieder zu Bett," antwortet eine sanfte Frauenstimme. Sie klingt, als ob Du gesprochen hättest, geliebteste aller Schwestern!

„Thu' ihr doch den Gefallen, Schatz," mischt sich jetzt eine Männerstimme ein, „sonst bringen wir sie doch nicht zum Einschlafen."

„Natürlich, würdiger Hausherr!" ent-gegnet lachend die junge Frau, „morgen muß ich wieder hören, daß ich Martha verziehe."

Ein Rascheln, der Jubelruf des Kindes: „Meine goldene Mama!" und dann war Alles ruhig. . .

Sonst hätte ich fröhlich gelächelt, wenn ich unbeabsichtigt Zeuge einer kleinen

Ehescene gewesen wäre. Heute aber ging mir jeder Laut, namentlich jedes helle Lachen, durch die Seele wie das Kratzen eines spitzen Steines auf einer Schiefertafel. Kaum war es im Nebenzimmer ruhig geworden, da hörte ich auf dem Corridor schwache Schritte. Vor jeder Thür hielt der Hausdiener an, und mein Ohr verfolgte seine Schritte mit der Gier eines selbstquälerischen Asketen. Ich überschüttete ihn mit Haß und Wuth; ich hätte hinauslaufen mögen, um ihm zu sagen, daß hier ein Sterbender läge und Schonung und Ruhe verlangte. Das Wort „Sterbender" haftete jetzt fest bei mir, und gleichsam unbewußt streckte ich die Arme und Füße aus und bewegte die Lippen, als wollte ich Jemanden rufen, der kommen sollte und doch nie, niemals kommen würde.

Eins, zwei, drei schlug die Uhr. Mein Herz schlug hörbar mit, und einen Moment glaubte ich, es müßte jetzt mit aufhören und sein Schlag vergehen, wie der metallische Klang der Uhr, langsam, schwächer und schwächer, übergehend in die Luft da draußen, und hinweggetragen

dorthin, wo sanfte Winde über Gräber wehen und aller Schmerz der Erde zwischen schmalen Bretterwänden zu Ende geht.

Jetzt war der dritte Schlag der Uhr längst verweht, und selbst das angespannteste Horchen konnte keinem Klang mehr folgen. „Drei Uhr," murmelte ich und fuhr empor . . . Jetzt war die Hochzeit längst zu Ende, jetzt waren die Beiden längst in ihrem eigenen Heim! Eiskalt überlief es mich, als hätte die Sommerluft da draußen mir einen Windstoß vom vergangenen December in's Zimmer gejagt.

Ich zitterte am ganzen Leibe, aber ein unaussprechliches Schamgefühl hielt meine zagenden Gedanken ab, weiter auszuschweifen. Nur ein Bild, nur ein Gedanke legte sich mir schwer auf das klopfende Herz . . . Von ihrem Haupte floß das lange goldene Haar über das weiße Nachtgewand, und dasselbe Haar, das ich so oft gelöst, in dessen Fluthen ich mein ganzes Gesicht vergraben, das ich lachend um ihren und meinen Hals geschlungen, von dem ich eine Locke tagtäglich mit mir herumgetragen, das zitterte

jetzt in eines Fremden Hand so berauschend wie einst in meiner, und fremde Lippen preßten sich hinein, da, wo die meinen geruht mit ihrer ganzen Fülle süßer, seliger Worte.

Der Hals war mir wie zugeschnürt. Die Arme lagen kraftlos über meinem Haupte, und wie ein Kind, das sich vor'm Dunkel fürchtet, murmelte ich in Einem fort: „Mama, Mama . . .," als sei die ferne Todte mir auch in dieser schweren Stunde eine Trösterin und säße bei mir und trocknete, selber weinend, die Thränen, die mir unaufhaltsam über beide Wangen strömten . . .

* * *

Als ich am nächsten Morgen erwachte, war mein erster Gedanke: „Nun ist sie sein Weib, nun ist sie eine junge Frau . . ." Da überfiel mich eine grenzenlose Verzweiflung. So muß einem Schiffbrüchigen zu Muthe sein, der sich als Einziger auf einen Balken gerettet hat und sich allein sieht in der grausamen Oede des unendlichen Meeres. Solche Rettung ist zweifacher Tod!

Ich sank auf einen Stuhl. Wo mochte sie sein? Wäre ihr Stübchen armselig, so würde sie jetzt mit den weißen nackten Füßen zuerst den harten kalten Boden berühren. Diese Vorstellung ging mir durch und durch. Wäre ich ihr Mann, ich würfe mich vor sie hin, auf daß sie die Füßchen in meine warmen Hände legte, an meiner heißen Brust bärge. An diesem Tage müßte sie auf meinem Herzen wandeln . . .

Läge sie aber in weitem Schlafgemach, durch dessen dichte Fensterportièren das Morgenlicht nur spärlich durchsickern könnte, so würden ihre Füße jetzt in weiche Teppiche versinken und deren dunkelrother Flaum würde sich liebkosend über die weiße schimmernde Haut legen. Auch das mißfiel mir tief. Wär' ich der Mann, hätte ich einen Korb voll Rosen zerpflückt und vor ihr Bett gestreut. An diesem Tage müßte sie auf dunkelrothen Rosen wandeln . . .

Erst als ich unten auf der Veranda des Hotels saß, wurde ich ruhiger. Der Kellner setzte den Kaffee vor mich hin, und mitten in der Augustfrische genoß

ich ihn wie einen seltenen Trunk. Mit dichtem Weinlaub war die Veranda umrankt, darüber spann sich eine weiße Decke zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen, und vor mir auf dem Tische stand in einem Wasserglase ein Strauß duftender Nelken. Vor der Veranda breitete sich der Marktplatz aus, schmuck und gesäubert, als wollte er auch zeigen, daß heute Sonntag war. Kinder im Feiertagsstaat gingen vorüber; Mädchen in Sommerkleidern mit lachenden Augen und sehnsüchtigen Blicken trugen Gesangbücher in den Händen; Soldaten in blank geputzten Uniformen schlenderten vorbei, und manchmal erdröhnte das holperige Pflaster unter den Rädern eines ungefügen Bauernwagens. Ich weiß nicht, wie es kam, aber als eben die Glocken der nahen Kirche ihre metallenen Schläge durch die Sonntagsstille sandten, da legte sich eine sanfte Freude um meine Brust, und ein weiches Gefühl der Dankbarkeit gegen den gütigen Schöpfer dämpfte meinen Schmerz langsam nieder.

Nun lagen Meilen zwischen mir und ihr; aber als ob wir ein ganzes Leben schon zwischen uns hätten, so weithin

schienen mir die letzten Tage verweht zu sein, und nur Erinnerungen lebten in mir, unterirdisch wie Golderze, die noch keine gierige Menschenhand an's Licht gezogen. Nur wenn ich die Augen löste von dem hellblauen Himmel über mir und von dem vergoldeten Kirchenkreuz drüben hinter dem Rathhause, wenn ich in mein Inneres schaute, da regten sich alte Erinnerungen mit schmerzlicher Gewalt. Ich wollte sie berühren und zitterte doch davor, wie der Kranke, der vor der Thür des Arztes steht und nicht weiß, ob er hineingehen soll oder nicht.

* * *

Ich weiß, Schwester, daß Du mir meine Flucht nicht verzeihst. Du traust Dir die stille Kraft zu, mich zu heilen. Wohl weiß ich, daß Du sanfte und begnadete Finger hast. Wenn Du Deinem Hans die Hand auf den Kopf legst, dann fliegen ihm die Gedanken an die ungezogensten Streiche fort, und er wird folgsam und gefügig. Wenn Du Elsen's Köpfchen mit der Rechten emporhebst, dann lacht das Kind, als wohnten lauter

kleine Engel in seinen Blicken, und legst Du Deine Hand Deinem Manne auf den Mund, dann verstummt sein schlechtester Witz vor ihrer Gewalt.

Begnadet sind Deine Hände, Schwester, aber mir scheint, sie reichen nicht so weit hinein, wie eine Sonde gehen muß, die auch heilen soll. Es muß doch wohl zwischen Bruder und Schwester eine fremde Sphäre geben, die ganz in Nebeln ruht. Niemand sieht sie, bis der liebende Blick eines anderen fremden Wesens alle Schleier verscheucht. Verliebte entdecken noch heute neue Erdtheile.

Darum zürne mir nicht, wenn ich in einer fremden Umgebung Ruhe und Stille suchte! Und mein kleines Kahlberg ist mir langsam an's Herz gewachsen, obschon ich täglich dieselben Gesichter sehe, jeden zweiten Tag Fische bekomme und die ältesten Walzer als Neuheiten der harmlosen Kurcapelle Sonntags servirt erhalte. Aber dieses glänzende, friedliche Haff, diese weite, stürmische See, dieser wogende, rauschende Wald! —

Wenn Dir Dein Herz seltsam schlägt, leg' Dich Morgens in den Sand am

Meer. Kein Laut bewegt die klare, blaue Luft, und das Murmeln der Wellen ist so leise und friedlich, daß es aus weiter Ferne zu kommen scheint, wo hohe, kräftige Wogen an gezackten Felsklippen zerschellen und nur ihr letztes Zischen herübersenden. Seevögel fliegen schwarzen Punkten gleich durch den ruhigen Aether nnd verschwinden weit hinter den Dünen. Es währt nicht lange, und Du schließest die Augen; ein leises Rauschen tropft Dir in's Ohr, als säßest Du selber in einer Muschel, und bald horchst Du still und träumst. . .

Oder Du gehst Nachmittags in den Fichtenwald. Da wachsen riesenhafte Farrenkräuter, und ihre dichten Fächer sind ein wohliger Schutz gegen die heiße, stechende Sonne. In schwach bewegten Aesten schaukelt sich der leise Wind; langsam gleiten braune Zapfen nieder und fallen schwer in's Gras. Weit hinten schlägt ein Hund an, Du hörst ein leises Gebell. Hoch über Dir kreist ein Habicht und bleibt einen Augenblick mit zitternden Flügeln in der Luft schweben. Dann erspäht er irgendwo ein Vöglein, denn pfeil=

schnell schießt er herab. Der Wind legt sich schlafen, und die Aeste ruhen still. Selbst der Kuckuck drüben schweigt jetzt und ist müde geworden, und kein Gewürm kriecht mehr an Dir vorbei durch das gedrückte Gras. Blätter und Aeste hängen herab, Kronen und Zweige träumen schon, eine Biene summt noch durch die Sommerstille, nachlässig steckst Du einen Grashalm in den Mund, und dann sinkt Dein Kopf hinten über und Du träumst. . .

Giebt es ein Berlin? Wer weiß! Was muß das für ein schändliches durchlärmtes Nest sein . . . Wo ist meine Schwester? . . . Weit, weit weg! Ich weiß es nicht, denn ich schlafe und träume . . .

* * *

Wie ruhig wird man angesichts der großen, ruhigen Natur, wie gemächlich, ja fast wie philisterhaft bei philisterhaften Menschen! Wenn ich so auf den Dünen sitze, auf das Haff hinausblicke und beobachte, wie der Schornstein des Postdampfers, der täglich aus Elbing kommt, sich nicht von der Stelle zu rühren scheint,

indeß der weiße Rauch schnurgerade der Mündung des Schornsteins folgt, dann weiß ich manchmal nicht, daß drüben hinter den niedrigen Sandbergen noch Städte und Millionen Menschen wohnen. Wenn ich hören würde, daß zehntausend Macedonier zwanzigtausend Türken gestern vierzigtausend Ohren abgeschnitten, ich hätte mich über den Bruch der Völkerverträge nicht erregt; ich hätte träumerisch eine Hand voll Sand in die andere laufen lassen und gesagt: „Was? blos zwanzigtausend?“

Aber unterhalb meiner Seele waren die bösen Geister noch nicht ganz eingeschlafen. Daß sie sich wieder emporwagten, das hatte ein stürmischer Tag verschuldet, an dem ich hinab zum Meer stieg. Ein seltsamer, beängstigender Anblick! Dicker, weißer Nebel drückte so schwer und undurchdringlich auf die Wasser, daß man vom Meer nur ein paar Meter grüne Fläche sah. Aber diese brodelte, als ob die ganze Kraft des kalten Sturmwindes sich auf den schmalen sichtbaren Streifen der Wasserfläche gelagert hätte. So trüb und dicht war die weiße Nebelmauer hinten, daß die mächtigen grünen

Wogen mit ihren schneeweißen Kämmen gleichsam wie aus dicker Luft hervorzubrechen schienen mit donnernder Wucht und brausender Gewalt. Unaufhörlich, ziellos, planlos rollten die Wellen aus dem Nichts hervor und verspülten sich brausend an der Küste. Uebereinander fielen und ineinander rannen die Wogen und zischten über den Sand des Ufers mit blitzendem, weißem Schaum, der sich in dem rötlichen Sande verlor und dunkle Spuren zurückließ. Endlos rollte die Fluth heran, endlos ergoß sie sich über den Sand, und endlos ebbte sie zurück, um Kraft zu neuem Tosen zu holen. Von Schritt zu Schritt stieß ich auf winzige Fischlein mit schlankem Körper, blank wie Perlmutter oder blau wie Forellen, mit blöden, todten Augen und geöffnetem Munde. Die dunkle tobende See hatte sie ausgespieen. Eine ganze Handvoll sammelte ich und watete bis an die Knöchel in dem nassen Sand, um die Fische mit einem weiten Bogen in's Meer zu schleudern. Vielleicht lebte noch eines dieser kleinen Geschöpfe.

Mich fröstelte und ich schritt, tief in

Gedanken, heim. Der Nebel hatte sich über die Dünen gezogen, und die Luft war gefüllt mit Wasserdunst. Ich ging den schmalen Fußweg über den Strand hinweg, bis mich der Wald aufnahm. Der versank fast in Nebel und Dampf. Vor mir sah ich nur eine dunkelgrüne, fast schwarze Masse, darüber waren die Kronen ganz in weißen Nebel gehüllt, als hätte eine frevelnde mächtige Hand alle Baumriesen geköpft. Schwarz hob sich der untere Theil des Waldes von dem gespenstischen Nebel ab, der riesige Figuren und kolossale Gestalten bildete. Als ich mich einen Augenblick umsah, war das Meer hinter mir verschwunden, und Himmel, Wald und See waren untergetaucht in lauter Dunst und Feuchtigkeit. Ich war das einzige lebendige Wesen, der Mittelpunkt dieser fürchterlichen Natur.

Nun krochen die alten Geister wieder empor. Ich lehnte mich an einen Baum und dachte an das junge Weib in der Ferne. Kein Haß klopfte an mein Herz, nur eine schwere Angst ergriff mich in dieser menschenleeren und klanglosen Ein-

öde: die Angst vor dem Alleinsein! Wenn ich jetzt geradeaus ging, konnte ich rechts und links in Abgründe taumeln; keine Hand würde sich nach mir ausstrecken, und mein Rufen verhallte in dieser häßlichen, schweigsamen, tödtlichen Natur. Selbst die Luft war hier kalt und schlüpfrig, die Erde naß und schmutzig. Kein Baum bot mir Schutz; ich fühlte nur triefende Zweige, die meiner heißen Hand ein wahres Grauen einflößten. In meinen Kleidern und meinen Haaren setzte sich der Dampf fest und drang mir bis auf die Knochen. Immer kälter durchschauerte es mich, und die gräßliche Stille des Waldes stieg mir ins Herz, daß ich glaubte, es würde jeden Augenblick vor Erstarrung stille stehen.

Da wallte eine heiße Sehnsucht in mir auf. Wenn eine Hand sich jetzt aus dem Grau des Nebels ausstreckte und mich zu sich zöge? Eine heiße, lebende, zuckende Hand, deren Gluth in mich überging wie ein Feuerstrom! Wäre das nicht Seligkeit?

Aber als ich meine Arme ausstreckte und nur die feuchten Nebel spürte, da

fühlte ich von Neuem, was ich verloren: Wo war sie? Kam sie nicht? Nie mehr?

Und ich rief bebend: „Nie mehr! Nie mehr! Nie mehr!“

* * *

Wenn dieser eine Gedanke langsam in mir aufsteigt, Schwester, und mich plötzlich überfällt, dann möchte ich bis ans Ende der Welt laufen und meinen müden Kopf auf den letzten Meilenstein betten.

Wenn ich mir denke, daß nun Einer den Anderen nicht mehr sieht, ein Blick des Einen nicht mehr den des Anderen sucht und grüßt, als wäre man nie auf der Welt gewesen und keine Lippe hätte an der anderen gehangen, dann . . .

Wenn ich weiß, daß irgendwo ein Wesen lebt, an dessen Herzen ich geruht, das an meiner Brust gelegen, und ich weiß nicht, wo es ist, weiß nicht, ob es lebt, ob es noch von mir weiß oder schon längst in schmalen Bretterwänden ruht, dann . . .

Und wenn Nachts der Regen gegen mein Fenster schlägt und ich fahre auf

und rufe einen Namen, und Niemand kommt, der mich hört, und auch nicht die, die mich um den Schlaf gebracht, . . . Und wenn mir ein Gott zuflüsterte, daß sie meiner denkt, wie ich an sie, und sie auch keine Wege weiß, die zu mir führen, was dann?! . . . Die Jahre laufen zu sehne, indeß man mit ausgestreckten Armen wartet und wartet, alt zu werden, ehe man jung gewesen, die Lippen zu schließen, die sich kaum zum ersten Liebeswort geöffnet, und dann ermüdet mit erloschenen Blicken sich in die Grube zu legen! . . . Schwester, diese Gedanken sind Wahnsinn, schlimmer als Wahnsinn! —

* * *

Auf Deinem Tischchen liegt eine Sammlung Gedichte. Als ich ein paar Tage vor Eurer Ankunft darin blätterte, fand ich ein paar Strophen, die mich seitdem nicht verlassen haben. Tag und Nacht gehen sie mir durch den Kopf und erwecken in mir eine unstillbare Verzweiflung:

Ich aber weiß: ich seh' Dich manche Nacht,
In meine Träume klingt Dein Mädchenlachen,

Und meine Lippen murmeln oft im Wachen
Verlor'ne Wünsche, die an Dich gedacht!

Die Erde wandert, und es rollt die Zeit.
Verweht wie Deine sind dann meine Spuren,
Bis zu den Mauern jener stillen Fluren,
Wo schweigsam Hügel sich an Hügel reiht.

Dann wird der Sturmwind um die Gräber wehn,
Der wird mit seinen regenfeuchten Schwingen
Von unserm Leid und uns'rer Liebe singen . . .
Wir aber ruhn und werden's nicht verstehn!

* * *

Die Stille um mich herum hat mich auch stiller gemacht. Ich habe jetzt ein regelrechtes Tagewerk vor mir, und ich erledige es mit der Gewissenhaftigkeit einer funkelnagelneuen Uhr. Sogar Lectüre nehme ich in Portionen Schlag ein halb drei Uhr zu mir. Das ist nämlich das Kahlberger Wochenblatt, dessen vier Seiten für meine Intelligenz sorgen. Deutschland nimmt die erste Seite, die übrige Welt die Hälfte der zweiten ein. Ich habe mich hier immer gefreut, wenn von Australien berichtet wurde, in Sidney sei ein Kalb mit fünf Füßen geboren worden. Glücklicher Erdtheil, in dem solche

Familiennachrichten zur hohen Politik gehören! Den zweiten Theil der zweiten Seite füllt ein Roman aus, betitelt „Manfred, oder die Opfer der Vehme.“ Deinem Jungen, dem Hans, erzähle nicht, daß ich diesen schönen Roman alle Mittag eifrig studire, sonst erblickt er darin einen Anstoß zu erneuter Lectüre von Indianerschmökern, und meine Reputation als Jugenderzieher wäre dahin. Auf der dritten Seite befindet sich die Kurliste, und nie verfehle ich, meinen stattlichen Namen darin aufzusuchen. Da stehe ich zwischen dem Viehcommissar Otto Kuhlmann und dem Bierbrauer Paul Kanter. Du ahnst nicht, Schwester, wie gut sich solche Philister-Gesellschaft erträgt, wenn man nach Kahlberg gefahren ist, um sich still zu leben.

Manchmal nur grollt Etwas in meine langsam wachsende Ruhe hinein, wie der letzte Donner eines abziehenden Gewitters. So erst gestern. Da fiel mir plötzlich ein, daß die kleinen Hände Annie's vielleicht eines Tages kein Brot zu brechen hätten, daß die weißen Schultern sich vielleicht in schmutzige Linnenkleider hüllen müßten,

daß eine Faust sie einst roh bei der Brust packen könnte . . . und ich hätte mich bei diesen Gedanken am liebsten lang auf den Erdboden hingelegt vor unaussprechlich wehem Gefühl!

* * *

Immer ergreift mich eine wilde Bitterkeit, wenn ich die Briefe lese, die sie mir an manchen Sonntagen geschrieben hat. Aber diese Bitterkeit richtet sich gegen mich. Was hatte ich von meinem Glück?

Daß ich kein Dummkopf, sondern Referendar bin, sag, was hab' ich davon? Wenn ich Doctor wäre und Professor gar und hätte wie Faust mit heißem Bemühen die Weisheit dieser Erde erworben, was hab' ich davon? Wenn der dumme Bauernjunge Hans seiner Liese in den Arm kneift und sie lacht dazu . . . sind nicht Beide glücklicher, als der gelehrteste und weiseste Kopf ohne Liebe. Mir waren die immer verdächtig, die die Liebe nur bespöttelt haben. Wo sie ohne Erfolg angebetet, haben sie sich hinterher gerächt. Das scheint der Hauptgrund für die geistreichen Herren gewesen zu sein, die

über Liebe moquant philosophirt haben. Und wenn wir jungen Leute die Weiber aus dem „ff“ zu kennen vermeinen, wer erkennt nicht die heimliche Bewunderung für das Weib, die stille Ratlosigkeit ihm gegenüber, die sich hinter weltmännischem Auftreten verbirgt? Wie glücklich sind die, die ohne Federlesens so einen Blondkopf zwischen ihre beiden Hände nehmen und ihn nach Herzenslust abküssen! Ich glaube, wenn wir den Weibern mit Staats- und gelehrten Sachen kommen, lächeln sie verständnißvoll und gütig, aber sie selber wissen, es ist nur ein Auslachen, das bald in ein unterdrücktes Gähnen übergeht. Wer doch die Großen im Reiche der Idee fragen könnte, was ihnen an Frauenliebe entgegengebracht worden ist? Ich glaube, ein gewöhnlicher Ladenschwengel könnte mit seinen Roué-Erlebnissen ein ganzes Dutzend Beethoven glücklich oder vielleicht auch unglücklich machen.

Ich vergesse in meinem Leben nicht jenen jungen Philologen, den wir einmal in ein vergnügtes Tanzlocal mitgenommen haben. Nachdem er sich eine Viertel-

stunde seinen Kopf zermartert hatte, um einen Gesprächsstoff mit dem neben ihm sitzenden Mädchen zu finden, kam er endlich auf die Frage: „Welches Stück von Schiller lieben Sie am meisten?" — „Alter Quatschkopf," war die Antwort, und ein höllisches Gelächter der reiferen und erfahreneren Studenten das lustige Echo auf die Naivetät des schüchternen Philologen.

Vielleicht denkt jedes Weib so! Vielleicht ist dieses derbe Wort jene einzige ehrliche Antwort, die die Frauen immer im Herzen haben und den Männern verschweigen, wenn diese allzu ernsthaft sind! Vom Clown verlangt alle Welt: Lachen, lachen, lachen. Vom Manne verlangt auch jedes Weib: Lachen, lachen, lachen ... Habe ich Recht, Schwester?

* * *

Ende September hatte Kahlberg die sonderbarste Gesellschaft, die ich je gesehen. Wie immer ging ich um neun Uhr zur Landungsbrücke, die sich viele Meter weit in das Haff erstreckt, um mich an deren Ende hinzustellen und über die blanke

blaue Fluth hinüberzusehen zu den winzigen Hügeln, die jenseits des Wassers ihre grünen Wiesen ausbreiten. Selten kräuselt am Morgen eine Welle die lautlose Flut, und kaum rühren sich die schlanken Binsen, wenn am Ostseestrand ein schwacher Windstoß, ermattet von dem Widerstand der hohen Tannenwälder und Dünen, herüberweht. Fischerjungen laufen halbnackt mit emporgekrempelten Hosen zwischen den Binsen umher und bemühen sich, einen ungefügigen schweren Kahn aus dem Sand in ein tieferes Fahrwasser zu schieben. Ich sah gerade auf die gerötheten Flachsköpfe hinab, als sie sich plötzlich emporwandten und auf die See hinauswiesen.

Hinter dem Postdampfer kommt ein zweiter einhergepustet, und schon von Weitem erkenne ich zahlreiche helle Kleider. Aha, eine Gesellschaft, die einen Ausflug nach Kahlberg macht! Immer näher rücken die beiden Schiffe. Jetzt legt der Postdampfer an, und der andere wartet hinter ihm. Was für seltsame Pantomimen die Fahrgäste des zweiten machen! Sonst wehen helle Mädchenstimmen herüber, man

hört irgend einen Brummbaß sprechen und Kinder lachen. Nichts von alledem. Nur ein mißtönendes Geschrei schallt manchmal herüber und wird übertönt durch das gelle Pfeifen der Dampfmaschine. Endlich stößt das Postschiff ab und der andere Dampfer steuert heran. Und nun marschiren die Gäste an mir vorbei: Kinder und Greise, Mädchen und Frauen, ein langer Zug Taubstummer, immer zwei und zwei. Die Hände und Gesichtszüge arbeiten aufgeregt vor Lust und Entzücken; unarticulirte Laute drängen sich aus rauhen ungewohnten Kehlen, und mißtöniges Lachen kreischt wie Geschrei aufgescheuchten Nachtgevögels durch die Luft. Nie werde ich die Erinnerung an diesen Zug vergessen. Verblüfft standen die Fischerjungen zu beiden Seiten der Landungsbrücke im Wasser und schauten auf die seltsame Schaar; auch ihnen war der Mund verschlossen wie mir, so daß ich kaum auf das freundliche Zunicken einiger kecker Mädchen antwortete.

Während des ganzen Sonntags bevölkerten die Taubstummen der Elbinger Anstalt die Spielplätze, die Dünen und

Wälder Kahlbergs. Wohin ich ging, stieß ich auf Gruppen fröhlicher junger Gesichter, die voll Entzücken jeden Vorübergehenden anlachten.

Junge Mädchen wandelten neben einander her, und wenn ein Blick aus frischen Knabenaugen sie traf, stießen sie sich an und errötheten; Burschen mit kecken Sommerhüten im zurückgeworfenen Nacken folgten ihnen Arm in Arm, und ihre Augen trafen manchmal einander, unbekümmert um die Neckereien der Zuschauer. Andere bildeten eine lange Kette und scheuchten die Mädchen vor sich her, bis ihr Kreischen sich in der Stille des Waldes verlor. Wenn ich selber ein Mädchen fest ansah, dann irrte ihr Auge unruhig-glückselig über mich hin, als wollte sie fragen: „Nicht wahr, Du weißt nicht, daß ich nicht zu Dir sprechen und Dich nicht hören kann!“ Und dann kicherte sie und eilte davon, und mir schien, als hätte ihr Lachen nichts Häßliches mehr an sich, sondern jene feine Melodie läge darin, die jedes Mädchenlachen durchdringt, wenn es aus klopfendem Herzen kommt.

Die ganze Luft war voller Sonne, und der Himmel blühte dunkelblau. Durch die zitternden Aeste rann der Wind, und der Duft verblühter Rosen und Nelken schwamm durch den rauschenden Park. Hoch oben schwebten ein paar Lerchen, und ihr Jubelruf tropfte hernieder wie blitzender Morgenthau. Irgendwo blies Einer in's Horn; die Töne wehten herüber und hielten fast gerade über mir einen Augenblick inne. Die ganze Luft schien voll wunderlichen Tönens zu sein; meine Seele vernahm es mit zärtlichem Entzücken und horchte still hinaus in die Welt.

Von all den Geheimnissen der durchtönten Natur vernahmen die Armen nichts, und ich saß auf einer Bank im Park und klagte? In holder Genügsamkeit tranken die Augen der Taubstummen die farbigen Wunder der Natur; diese schmalen Reize brachten ihre Seele in zitternde Aufregung und ich saß da und — klagte! —

Warum setzte ich mich an den Wegesrand und wandte mein Gesicht zurück in die Vergangenheit?

Ich horchte still. Das Getöne der klingenden Natur setzte sich in meinem Herzen fort. Und hier blieb es sitzen, denn ich hielt es fest mit klammernden Adern und rauschendem Blut. Das Klagen sollte mit Sang und Klang aus meiner Brust getrieben werden, daß Raum da wäre für jeden frohen Accord der gütigen Natur.

„Halli, hallo!" klang das entfernte Horn des Bläsers immer näher. „Halli und hallo!" rief ich und schwang meinen Hut lachend in die Luft. Und jetzt stellte sich mein altes Leiblied plötzlich wieder ein, und ich summte: „Wenn ich einmal der Herrgott wär' . . ."

* * *

Weißt Du noch, Schwesterlein, wie wir uns einmal Anzengruber's Bauern=komödie „Die Kreuzelschreiber" angesehen haben? Da kam so ein alter Kerl vor, der schon in seiner Jugend keinen Vater und keine Mutter gehabt hatte und als Mann kein Weib, kein Kind, keinen Freund besaß, der ihm nur mal die Hand drückte. Der lag einmal krank in seiner

entlegenen Hütte, und kein Hund kam, der ihm die Hand leckte, und kein Weib, das ihm ein Bund Stroh unter den Kopf schob. Da kroch er heraus, um in der freien Sonntagsmorgenluft zu sterben. Und wie er so die Wiesen da unten liegen sah, grün und frisch, und den goldenen Sonnenschein darauf, die Eichen und Föhren weit drüben in blauem Dunst, das Kreuz hinten auf der Dorfkirche und oben in der Luft schmetternden Lerchenschlag hörte, schrie sein Herz auf vor Glück: „Juchhei! Es kann dir ja nix g'schehn! Es kann dir ja nix g'schehn!"

Siehst Du, Schwesterlein, den alten Kerl und seinen Juchzer habe ich heute verstanden.

Am Sonntag Morgen ging ich auf die Dünen und setzte mich in das blaßgrüne Gras. Vor mir hatte ich die unendliche See und den weiten blauen Himmel. Da lag solch ein Glanz auf der schweigenden Flut, als hätte sie sich in lauter Gold gekleidet, und von der Tiefe bis zur Oberfläche ging ein Leuchten auf und nieder, als lägen unten sehnsüchtige Nibelungenschätze. Wie keusch

und weiß die winzigen Segel aussahen, die am entfernten Horizont auftauchten! Wie still und feierlich lag die Luft da, kaum durchrudert von den blitzenden weißen Flügeln spielender Möven. Unten am Strande gingen junge Mädchen, sommerlich gekleidet, mit kecken Matrosenmützen auf dem blonden Haar und Rosen vor der athmenden Brust. Kinder lagen halb im Sand vergraben und lachten durch die Sonntagsstille, und ein Savoyardenknabe — Gott weiß, wie der hier nach unserem Norden kam — drehte einen winzigen Leierkasten, auf dem ein Affe hockte. Jetzt klangen die Kirchenglocken Kahlberg's tief und schwer durch die Sommerluft, und in entfernten Dörfern dröhnten fremde Glocken zur Antwort, so weit, als ob sie aus der Tiefe des Meeres kämen. Da stand ich auf, zog meinen Hut und lehnte mich an eine verkrüppelte Birke. Und nun lachte ich und warf wieder den Hut in die Luft und schrie wie der alte Kerl in den „Kreuzelschreibern": „Herrgott, es kann dir ja nix g'scheh'n! Es kann dir ja nix g'scheh'n!"

* * *

Mir ist, nachdem die letzten Monate vorüber gegangen sind, nie so leicht zu Muthe gewesen, wie jetzt. Einen Theil verdanke ich Dir. Du zwangst mich, Dir offen zu schreiben, was mich bewegt hat, und das Ergebniß ist sonderbar und freudig. Gleichsam als ob ich mich selber in eine finstere Kammer eingesperrt hätte, sah ich die Welt im Halbdunkel liegen. Nun habe ich Dir Thür und Fenster öffnen müssen, und nun ist die gute liebe Sonne zu mir hereingekommen, und von der Nacht um mich herum ist kein Hauch mehr zu spüren. Meine Beichte war meine Gesundheit und die Sommerstille Kahlberg's ein Heiltrank für meine Seele. Darum weiß ich, Schwesterlein, es werden nicht mehr viele Tage vorübergehen, daß ich wieder mit freier Stirn vor Dich hintrete.

Ich habe in Kahlberg meinen Kummer zurückgelassen. Ich wollte gestern nun auch den letzten Rest der Erinnerungen meiner Vergangenheit vernichten. Aber feierlich sollte das geschehen. Ihre Briefe und ihre Locke sollten nicht vom Feuer zerstört werden! Nein, ich setzte mich in

ein Ruderboot und fuhr hinaus auf die spiegelglatte, unbewegte See. Die untergehende Sonne lag hinten auf dem Wasser; der Kiel meines Schiffes schwamm förmlich durch lauter Gold und zog leuchtende Spuren hinter sich. Ein mächtiges Kraftgefühl schwellte meine Arme; unter der Wucht meiner Stöße schoß das Boot über die Flut und schaukelte manchmal auf und nieder. Endlich hielt ich an und zog die Ruder ein. Dann griff ich in meine Brusttasche und holte ein Säckchen Briefe heraus. Wie ein Bureaukrat hatte ich sie nach dem Datum geordnet, und prüfend durchlief mein Auge die einzelnen Couverts. Ueberall war die Ortsangabe „Berlin" mit einem kühnen Schnörkel umgeben und der Anfangsbuchstabe „H" des Wortes „Herrn" ging fast über das ganze Couvert. Einen Augenblick schwankte ich, ob ich sie noch einmal durchfliegen sollte. Aber ich mußte standhaft bleiben und wie ein genesender Kranker nicht nach verbotenen Speisen verlangen.

Die Sonne war jetzt ganz in's Meer gesunken; tiefroth schimmerte der Himmel

und spiegelte sich glühend in dem fast unbewegten Wasser wider. Wenn ein leiser Windstoß wie ein großer Fächer über die glatte Fläche fuhr, zitterte und tropfte sie in Millionen rothen und goldenen Funken, als leuchtete ein unterirdisches Feuer aus der Tiefe des Meeres zum Wasserspiegel empor. Langsam zerriß ich einen Brief nach dem anderen in ungezählte Stücke, und langsam glitten sie aus meiner Hand in das murmelnde Wasser. Erst ruhten sie still auf der Fluth, dann führte sie das Plätschern der Wogen hinweg, weiter und weiter hinaus in die schwatzende See.

Jetzt hielt ich den letzten Brief in der Hand. Sein Couvert mochte wohl so lang sein, wie ihre Hand, und so schmal, wie drei ihrer Finger. Als mein Blick auf das Datum fiel, das die Briefmarke aufwies, beugte ich das Haupt ein wenig herab, um es genau lesen zu können. Zwischen diesem Liebesbrief und dem ersten Tage ihrer Ehe lag kaum ein Vierteljahr . . . Und noch ehe ich mich warnen konnte, meine Ruhe nicht auf's Spiel zu setzen, hatte ich den Brief her-

ausgerissen und las ihn. Der letzte Satz lebt noch klar in meiner Erinnerung.

„Am liebsten möchte ich mich in die Pferdebahn setzen und zu Dir kommen. Aber ich muß ja brav sein, und so nimm aus der Entfernung einen Kuß auf den Hals und zwei auf den Mund von Deiner jetzt ganz artigen

Annie.“

Ich lächelte. Es ergriff mich nicht, und mit einem Ruck riß ich den Brief in zwei Stücke und dann in zahllose Fetzen. Auf der nächsten Woge sah ich sie tanzen, und bald entzog sie eine zweite meinen Blicken. Das große schweigende Meer hatte ihre Zeilen verschlungen. In seinem Murmeln mischte sich der Stimmen zahlloser Jahrtausende und Generationen so viel, daß kein Menschenohr jene feine kleine Stimme verstehen würde, die einst zu mir gesprochen und die die See jetzt hinweggetragen.

Sollte ich die Locke behalten? Das leuchtende goldene Haar, das ich ihr einst unter Schmerzen vom Haupte gerissen? Ich hielt sie in der Hand und rollte sie

um den Zeigefinger der Rechten wie damals, als ich dieselbe Locke an mein Lippen geführt? Träumerisch sah ich zum Himmel auf. Weit hinten am Horizont verglomm das letzte Abendroth, ein kühler Wind strich jetzt vom offenen Meere her, und auf der anderen Seite über'm Haff gingen schon die ersten Sterne auf. Die Dünen leuchteten fahl, fast hellgrün durch die Dämmerung und über den Wald hinter ihnen senkte sich nach und nach der Abendnebel herab.

Da ließ ich die Locke los, und langsam trug sie der Wind von dannen. Nun hatte er die letzte Spur von ihr hinweggeführt, und ich saß im Kahn, bewegt, aber freudigen Herzens. Mit den Briefen und dem Lockenhaar gab ich der Erde wieder, was irdisch an ihr war, jedes Herzeleid und jeden Kummer, alle Bitterkeit und allen Haß.

Nur was aus ihrer Seele rein herüberglänzte, all die unerschöpften Wonnen und ungewogenen Seligkeiten der Vergangenheit, verschloß ich wie einen köstlichen Schatz in meiner Brust. Wenn ihr Name einst an mein Ohr schlagen

sollte, dann würde ein Blondkopf in mir emportauchen mit all dem Glanze und Glück unserer Jugend. Nur die holde Mädchensüße ihrer Seele sollte in mir nachleben, aber von den Bitternissen ihres Herzens kein Hauch und keine Spur...

Immer mehr Sterne schauten vom Himmel herab. Sehnsüchtig hing mein Auge an ihnen, und meine Blicke wanderten über das weite, dunkle Meer. Ach, diese Sterne mußten auch auf sie herabsehen. Und heute müßte durch ihr tiefstes Innere ein Lachen gehen von Glück und heimlicher Wonne, denn ich und die Sterne, wir haben ihr Haus gesegnet . . .

* * *

Ich bin zu Ende mit meinem Berichte. Wenn ich den Stoß verwirrter Blätter und die Reihen zaghafter und bebender Zeilen überfliege, da ist mir so frei und leicht, wie dem zu Muthe sein muß, der im Beichtstuhl sich seinem Schöpfer gegenüber glaubt, der auf alles Verirrte und Verkämpfte in unserer Brust Gnade und Verzeihung gießt. Es wird

nur noch ein paar Tage dauern, und ich werde Dir wieder in die Augen schauen. Ich weiß, daß Du weinen und mich umarmen wirst wie einst den dreizehnjährigen Knaben, der nach vierzehntägiger Bewußtlosigkeit vom Typhus genas. Und so wie damals bei dem Jungen, der bei Dir von vorn anfangen mußte, sprechen zu lernen, so wirst Du wieder an meiner Seite sitzen, schweigend und geduldig, immer Liebe und Güte ohne Ende.

Nur um Eines bitte ich Dich: Zürne der Toten nicht. Sie ist ja gestorben; denn ob sie in einem schmalen Zimmer irgend einer Vorstadt Berlin's ihren Kopf an die Fenster preßt, ob sie im Süden in Prunk und Pracht das Haupt in seidene Kissen wühlt ... ich weiß kaum noch, ob sie lebt. Und weil sie tot ist, zürne ich ihr nicht! Ehern ist des Menschen Natur und ihr Gang. Auch die Tote that nur, was sie mußte. Keine Sonne leuchtet mehr, als ihr inneres Licht vermag. Wie sollten Frauenherzen anders handeln? Diese großen Sonnen!

Ich kenne Dich. Diesen Stoß von Blättern wirst Du verwahren und einst

hervorsuchen, wenn mir ein junges Weib zur Seite schreitet. Sie wird so blond sein wie die Tote, und ihre Augen ebenso tief und blau. Nur nicht ein so vergängliches und irdisch-kleines Herz soll sie haben, sondern sie würde darin Niemandem gleichen dürfen, als Dir selbst. Und wenn Du diese vollgeschriebenen Blätter ihr in die Hand legst, an einem Wintertage, wenn die Sterne in unser Zimmer schauen, wird sie diese Zeilen lesen, indeß ich stillgewordenen Herzens ihr in das Antlitz schaue. Ich weiß: wie in meinem Herzen wird auch in dem ihren kein Groll wohnen — Schmerzen machen gut und frei! — Wir werden uns still ansehen, und sie, ich und die Sterne segnen die Tote und ihr armes, unseliges Haupt . . .

